

Sezession

Autorenportrait
Yukio Mishima

Ellen Kositzka
Vorlesen

Karlheinz Weißmann
Die Nazi-FDP

Peter Kuntze
China und Mao

Siegfried Gerlich
Zur jüdischen Frage

39

Dezember 2010
10 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,
Götz Kubitschek (verantwortlich),
Erik Lehnert und Karlheinz
Weißmann.

8. Jahrgang, Dezember 2010,
Heft 39

Sezession erscheint im Februar,
April, Juni, August, Oktober und
Dezember. Der Preis für das
Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Ver-
sandkosten. Wer Sezession für
mehr als lesenswert hält, kann ein
Förderabonnement (75 €/sechs
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-
resabonnement (sechs Hefte)
kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.
Versand. Auslandsabonnenten be-
zahlen zusätzlich 10,- € Porto im
Jahr. Wird das Abonnement nicht bis
zum 30. November gekündigt, ver-
längert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-
kunden gilt die Preisliste Nr. 8
vom März 2008.

Manuskripte sind stets willkom-
men und sollten für einen Kurzbei-
trag 8.500, für einen Grundlagen-
beitrag 14.500 Zeichen (inkl. Leer-
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv der Titelseite:
K. Freitag »Flößer«, ca. 1925 (Ausschnitt)

1 Editorial

Grundlagen

- 2 **Speere schleudern, Speere spitzen**
Götz Kubitschek
- 4 **Autorenportrait Yukio Mishima**
Daniel Napiorkowski
- 8 **Smends Integrationslehre**
Karlheinz Weißmann
- 12 **Von China und Mao lernen**
Peter Kuntze
- 16 **Zur Stellung der jüdischen Frage**
Siegfried Gerlich
- 22 **Konservative und Literatur**
Günter Scholdt

Kurzbeiträge

- 28 **Vorlesen – ein Leitfaden**
Ellen Kositzka
- 34 **Neues zu Ernst Jünger**
Erik Lehnert
- 36 **Geschichtspolitik im AA**
Stefan Scheil
- 38 **Die »Nazi-FDP«**
Karlheinz Weißmann

Dienste

- 40 **Rezensionen**
- 48 **Vermischtes**
- 52 **Brief aus dem Zauberberg**
Aus den nachgelassenen Papieren des A.Z.
- 56 **Briefe an Alle und Keinen**

In der Mitte des Heftes finden Sie das
Register der Jahre 2009/10.

Informationen zu den Autoren in diesem
Heft auf Seite 27

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Was bestimmte in den letzten Wochen die politische Debatte in Deutschland? Die unbewältigte Vergangenheit des Auswärtigen Amtes, der Umbau des Stuttgarter Hauptbahnhofs, der Castor-Transport, die bevorstehende Machtergreifung der Grünen. Alles ist wie immer: die Medien sympathisieren, sogar Volker Zastrow ist des Lobes voll für Fischers tapferen Vorstoß gegen die braunen Seilschaften im AA, Frontberichterstattung über den »Widerstand«, die Demonstrationen werden getragen von Grauköpfen, die schon immer dabei waren, und Jungen, die halbironisch die Protestfolklore der siebziger Jahre aufgreifen, dazwischen veritable Kinderkreuzzüge, weiter die Wochenendausflüge der »Schotterer«, nachdem die Regierung den »Konsens« (Künast) über den Ausstieg aus der Atomenergie aufgekündigt hat, und der Verfall von Sozialdemokraten und (Post-)Kommunisten mündet in den Bedeutungszuwachs jener Bewegung, von der man geglaubt hatte, sie sei ein »Generationenprojekt«.

Man könnte mit einem in Frankreich geläufigen Begriff vom »Volk der Linken« sprechen, dessen Lebensäußerungen da zu beobachten sind: progressive Intelligenz plus Anhang, Subkulturen, Szenen, alternative Milieus, kaum Arbeiterschaft, nicht einmal Prekariat. Dagegen fällt es ausgesprochen schwer, vergleichbare Vitalitätsanzeichen beim »Volk der Rechten« auszumachen, den Konservativen und Liberalen, dem Mittelstand, der breiten Schicht des arbeitenden, steuerzahlenden Durchschnitts, der Leistungsträger quer durch die Gesellschaft. Das konnte zwischen August und Oktober anders scheinen, als die Sarrazin-Debatte die Programme des Fernsehens, die Blogs, die Feuilletons und die öffentlichen Säle füllte und sich gelegentlich sogar das geduldige, allzu geduldige Bürgertum »daneben benahm« (*Süd-deutsche Zeitung*).

Bevor nun das Lamento darüber beginnt, daß sich wieder nichts geändert habe und alles beim alten bleibe, das »System« sowieso jede Art von Opposition schlucke, sei daran erinnert, daß den Erfolg von Sarrazins *Deutschland schafft sich ab* niemand erwartet hatte – so wenig wie die Massivität der Zustimmung und Unterstützung, die der Autor erfuhr, das abrupte Schweigen oder den raschen Frontwechsel der Opportunisten. Es zeigen sich daran nicht nur die Grenzen der Manipulierbarkeit, sondern grundsätzlich auch Handlungsmöglichkeiten.

Die lassen sich in der heutigen Lage nicht auf direktem Weg gewinnen, mit der Organisation von Aufmärschen, Gründung von Komitees und Parteien. Dazu steckt dem »Volk der Rechten« die Reihe seiner Niederlagen zu sehr in den Knochen, dazu ist die Skepsis zu begründet gegenüber dem Personal, das sich bei unpassender Gelegenheit zur Verfügung stellt. Man sollte den Fall Sarrazin in erster Linie als Bestätigung des Verdachts begreifen, daß es in Deutschland eine »schweigende Mehrheit« gibt, die grundsätzlich erreicht und aufgeboten werden kann, die jedenfalls nicht einfach hinnimmt, was man ihr vorsetzt und die mit wachsendem Unbehagen die Entwicklung des Gemeinwesens beobachtet, die sich um die eigene Stellung, die Zukunft der eigenen Kinder, des eigenen Wohnviertels, der eigenen Stadt, des eigenen Landes Sorgen macht.

Für Resignation ist es also zu früh. Denn vor die Aufgabe der Mobilisierung sahen sich Konservative immer wieder gestellt. Einer der Entdecker des Phänomens »öffentliche Meinung«, Henry St. John entwickelte schon im 18. Jahrhundert den Gedanken, daß es angesichts der Macht gegnerischer Sinnvermittler und Meinungsmacher zuerst darum gehen müsse, Gegenmacht zu organisieren, ihr Medien und eine präsentable Führerfigur zu verschaffen, eine neue »nationale Partei« zu organisieren und klarzustellen, daß die konservative als öffentliche und nationale, die *public as patriotic opinion* aufzufassen sei.

Speere schleudern, Speere spitzen

von Götz Kubitschek

Das Eigentümliche an der redaktionellen Arbeit für die *Sezession* ist leicht erklärt: *Sezession* erscheint so selten und ist so weit vor jeder Tagespolitik angesiedelt, daß die Arbeit an ihr nicht von Trends, Moden oder politischen Klimaschwankungen bestimmt wird.

Der Blick auf den nunmehr zu Ende gebrachten Jahrgang 2010 zeigt: Ein »Faschismus«-Heft (Februar) hätte auch zwei Jahre früher oder später erscheinen können, »Sexpolitik« (Juni) lag als Idee schon längere Zeit in der Schublade und rückte anlässlich der neuerlichen Gender-Wahn-Schübe und der Debatte um den Kindesmißbrauch an die Stelle der angekündigten »Geopolitik«. Für das Oktober-Heft dann diktierte uns die Großwetterlage nur den Titel, nicht den Inhalt. Jene »Alternativen nach 45« oder »Alternativen von rechts« sind wie geplant Thema des Heftes – die Redaktion entschied sich erst kurz vor Druckbeginn für das Stichwort »Konservativ«, weil Roland Kochs anmaßende Begriffsbesetzung nicht unbeantwortet bleiben sollte: Sein Buch mit dem Titel *Konservativ* hat mit dem Sinn dieses Wortes nichts zu tun. Mittlerweile muß man fragen: Was war da einst mit Kochs Buch? Es ist doch schon wieder verschwunden aus der CDU-internen Debatte (die gar keine richtige war). Wenn es hochkommt, sind ein paar tausend Exemplare von diesem Profilierungsversuch verkauft worden – weniger jedenfalls als von Karlheinz Weißmanns *Das konservative Minimum*. Das *Sezession*-Themenheft »Konservativ« aber gilt, wenn wir den Leserschriften glauben dürfen, als eines unserer besten, als gültiger Überblick über das, was nach 1945 an konservativen Strömungen virulent war und es teilweise noch ist.

Wir erzählen, wir klären, wir erinnern, wir deuten, wir fassen zusammen, wir tradieren, wir halten fest: So arbeitend haben wir für 2011 die drei Themenhefte bestimmt und den Kernbestand der Artikel notiert (siehe nebenstehend): im Februar »Islam«, im Juni »Carl Schmitt« (die Reihe unserer personenbezogenen Hefte fortsetzend: Spengler, Eliade, Jünger, Lorenz), im Oktober »Konservative Revolution« – ein Programm, das sich nicht rechtfertigen muß und das auch dann angemessen bleibt, wenn beispielsweise im Frühsommer das Finanzsystem zusammenbricht oder bei vorgezogenen Wahlen die Grünen ihre erste Bundeskanzlerin stellen. Solches zunächst zu kommentieren und in seiner momentanen Bedeutung aufzuwerten, bleibt Tages- und Wochenzeitungen, Magazinen und Trendverlagen vorbehalten. *Sezession* ist dem »Diktat der Welt« (Adorno) nicht im selben Maße unterworfen: Was wir bedenken und veröffentlichen, kann nicht

unmittelbar benutzt und damit vernutzt werden, und wir sind uns sicher, daß unsere Abonnenten und Gelegenheitsleser *Sezession* aufblättern, um durch die Oberfläche auf den Grund zu kommen.

Ja nun: Das klingt alles ein bißchen zu fern, zu waldgängerisch, zu abgewandt und zu desillusioniert (»dennoch die Schwerter halten«/Gottfried Benn usw.). Das Jahr 2010 wird uns allen doch als denkwürdiges Jahr in Erinnerung bleiben, als Jahr, in dem wir uns jäh und elektrisiert dem »Diktat der Welt« unterwarfen, wenigstens für ein paar lange Wochen. Denn als der Sommer schon beinahe keiner mehr war, Mitte August, veröffentlichten *Bild* und *Spiegel* Vorabdrucke aus Thilo Sarrazins Buch *Deutschland schafft sich ab*, und plötzlich begann »unser Weizen zu blühen«, wie wir hier zu sagen pflegen: Die Sarrazin-Studie des Instituts für Staatspolitik (immerhin Herausgeber der *Sezession* und zur Hälfte mit der Redaktion identisch) hat sich 10000 Mal innerhalb von sechs Wochen verkauft, Themen wie »Deutschenfeindlichkeit«, »Überfremdung« oder »Partei Gründung von rechts« sind diskutabel geworden.

Wir wußten, daß wir diesen Moment nicht ungenutzt verstreichen lassen durften, und haben innerhalb weniger Wochen das Sonderheft »Sarrazin lesen« erstellt – früher als jede andere Institution, die uns wichtigen Aspekte der Debatte abdeckend, in eingespielter Zusammenarbeit zwischen Redaktion, Autoren, Satz und Druck. »Eingespielt« – das ist nichts Selbstverständliches, das ist der Beweis für unsere Arbeitsfähigkeit auch unter Druck, für Aufbauarbeit und Organisationsstrukturen. Das ist viel, das können wir nach jahrelanger Erfahrung mit auftretenden und wieder verschwindenden Verlagen, Zeitschriften, Projekten, Initiativen sehr wohl beurteilen.

Wir packen zu, spitzen zu, stoßen zu, wir sind nicht aus der Welt, nicht im Elfenbeinturm, stecken nicht in der Aussichtslosigkeit eines »ehernen Zeitalters« fest: Zum Selbstzweck tritt der Zweck, dieser »Doppelcharakter der Bildung« (wiederum Adorno) scheint auf, wir tun etwas, wollen etwas, halten etwas für möglich. Goethe hat die Architektur seines Dramas über den urdeutschen Faust-Stoff nach dem Prinzip von Systole und Diastole des Herzschlags angelegt: Anspannung/Endspannung, Ausstoßphase/Füllungsphase, Speere schleudern/Speere spitzen – so kann es weitergehen, und vielleicht kommt es doch so, daß – sollte der Euro das nächste Jahr nicht überstehen – wir das Füllungs- und Substanzheft »Konservative Revolution« zugunsten eines Anspannungs- und Ausstoß-Heftes verschieben.

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSDP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

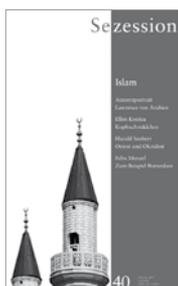
- ▶ 45 € im Normalbezug,
- ▶ 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2011

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Interview-Buch *Deutschland auf Augenhöhe* mit General Schultze-Rhonhof (Ladenpreis 12 €).

Sezession

Rittergut Schnellroda
D-06268 Steigra



Heft 40 / Februar / 10 €
Themenheft »Islam«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Laurence von Arabien
Ellen Kositzka
Kopftuchmädchen
Harald Seubert
Orient und Okzident
Felix Menzel
Das Beispiel Rotterdam



Heft 43 / August / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Martin Walser
Felix Menzel
No-Go Meck-Pomm
Michael Paulwitz
Ein Jahr nach Sarrazin
Frank Lisson
Kultureller Selbsthaß



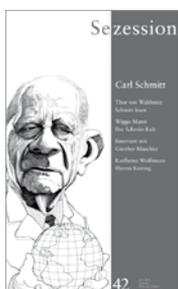
Heft 41 / April / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Rolf Schilling
Thomas Bargatzky
Ist Kultur schädlich?
Frank Lisson
Spenglers Aktualität
Thorsten Hinz
Tendenzliteratur



Heft 44 / Oktober / 10 €
»Konservative Revolution«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Karlheinz Weißmann
KR als Epochenphänomen
Götz Kubitschek
Starkstrom KR
Sebastian Maaß
Die Jungkonservativen
Kleines Lexikon
der KR-Köpfe



Heft 42 / Juni / 10 €
Themenheft »Carl Schmitt«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Thor von Waldstein
Schmitt lesen
Wiggo Mann
Der Schmitt-Kult
Interview mit
Günther Maschke
Karlheinz Weißmann
Hanno Kesting



Heft 45 / Dezember / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
C.S. Lewis
Martin Lichtmesz
Amerikanische Freiheit
Siegfried Gerlich
Linke und Nation
Ellen Kositzka
Hallo, Prof.!

Autorenportrait Yukio Mishima

von Daniel Napiorkowski

Vor 40 Jahren beging der japanische Schriftsteller Yukio Mishima feierlich Selbstmord. Seine Tat war konsequent. In einem Abschiedsbrief an seinen englischen Übersetzer, den Wissenschaftler Donald Keene, schrieb er: »Es war schon seit langem mein Wunsch, nicht als Literat, sondern als Soldat zu sterben«. Als solcher starb er auch. Mit vier Kameraden aus der »Schildgesellschaft«, seiner kleinen Privatmiliz, drang er, bewaffnet mit Samuraischwertern und gekleidet in eine Phantasieuniform, am Vormittag des 25. November 1970 in das Hauptquartier der japanischen Selbstverteidigungstreitkräfte in Tokio ein. Dort nahm er einen General als Geisel und forderte als Gegenleistung für dessen Freilassung, eine Rede vor den Soldaten der Garnison halten zu dürfen. Über tausend Soldaten versammelten sich auf dem Kasernenhof des Quartiers, während Mishima sich auf den Balkon stellte, die Hände in die Hüften stützte und einen Appell auf die Kaiserherrschaft, die altherwürdige Tradition Japans und den Samuraigeist hielt. Der Appell blieb unverstanden, Mishima erntete Spott und Beschimpfungen aus der Menge und brach die Rede vorzeitig ab. Er zog sich mit seinen Begleitern in ein Zimmer zurück und beging *seppuku*, die traditionelle japanische Form des Selbstmords durch Bauchaufschneiden, wie sie auch die Samurai praktiziert haben. Noch bevor Mishima unter Schmerzen starb, köpfte ihn einer seiner Begleiter. So hatte man es abgesprochen, und vereinbart war auch, daß ihm ein anderer Begleiter (pikanterweise Mishimas Geliebter Morita) in den Tod folgte. Das Bild von Mishimas abgetrenntem Kopf, den immer noch ein Stirnband mit dem Symbol der aufgehenden Sonne zierte, ging um die Welt.

Ein anderer Abgang Mishimas ist nur schwerlich vorstellbar. Der Großteil seines Lebens gleicht einer zeremoniellen Selbstinszenierung, und der Großteil seines künstlerischen Schaffens kreist um den Gedanken des Selbstmords: Ungezählt sind seine literarischen Arbeiten, in denen der Suizid als ästhetisches Ritual idealisiert wird; ungezählt sind

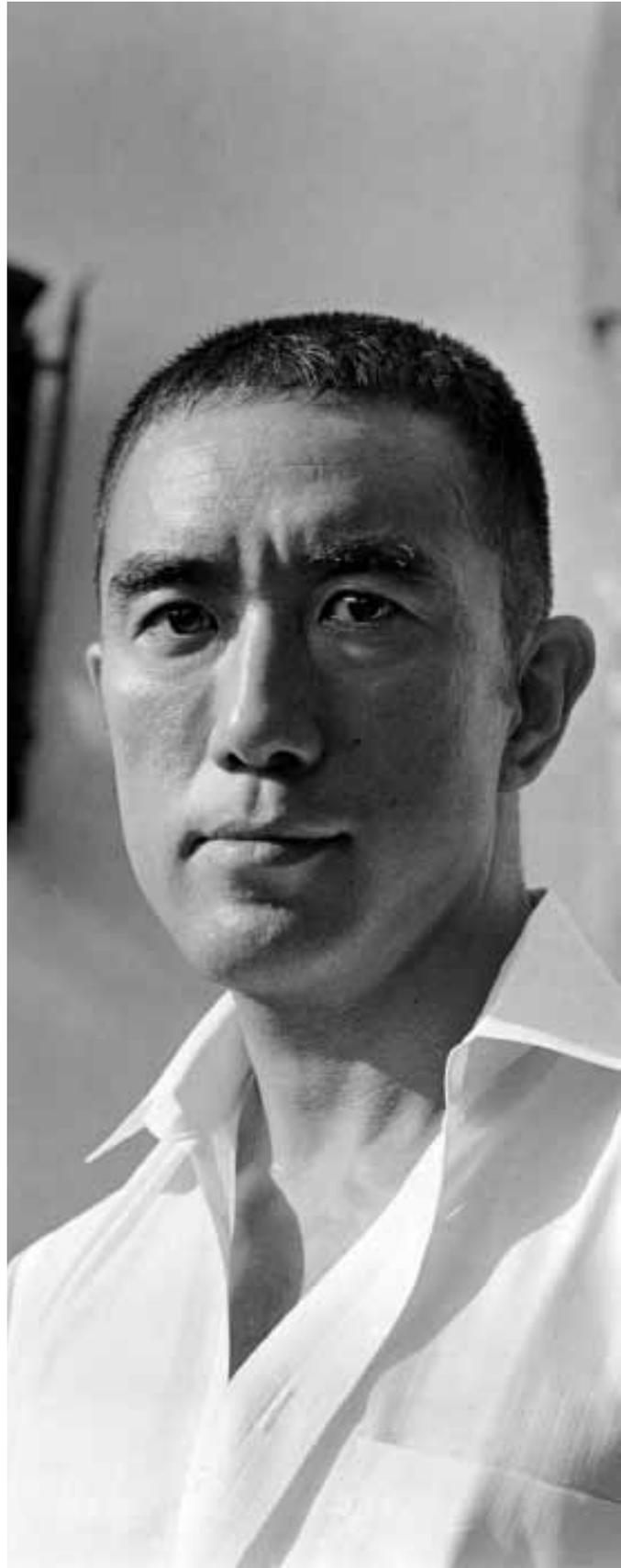
Nachwort von Donald Keene; in: Yukio Mishima: *Gesammelte Schriften*, Reinbek 1971.

Hans Oppenheimer, *Der Magnolienkaiser. Nachdenken über Yukio Mishima*, Reinbek 1987.

seine Auftritte, bei denen er sich als Schauspieler in Film und Theater in langen, schmerzvollen Akten selbst tötet.

Als Kind und Jugendlicher war der am 14. Januar 1925 als Kimitake Hiraoka in Tokio geborene Mishima schwächling, unnatürlich blaß und zurückhaltend. Seine dominante Großmutter, die einen großen Einfluß auf die gesamte Familie ausübte, verbot ihm den Umgang mit gleichaltrigen Jungen; er durfte nur mit Mädchen spielen. Männerkörper – vor allem Samuraimkrieger und europäische Ritter, die er aus Bilderbüchern kannte – übten daher bereits im Kindesalter einen besonderen Reiz auf ihn aus. Als er eines Tages erfuhr, daß der Ritter auf einem seiner Lieblingsbilder eine Frau, Jeanne d'Arc, ist, war er darüber sehr enttäuscht. Als Heranwachsender verbrachte Mishima seine Freizeit vornehmlich mit Lesen, wobei ihn auch europäische Literatur, insbesondere Raymond Radiguet – dessen Roman *Der Teufel im Leib* (1923) vielfach verfilmt wurde –, Oscar Wilde und Rainer Maria Rilke, prägte. Später wird er Thomas Mann als den Schriftsteller benennen, den er am meisten schätzt. Da bei Mishima irrtümlich eine beginnende Tuberkulose diagnostiziert wurde, mußte er den Militärdienst im Zweiten Weltkrieg nicht leisten. Um dem Eindruck der Verletzlichkeit entgegenzuwirken, widmete sich Mishima fortan intensiv dem Kampf- und Kraftsport. Dank einer gnadenlosen Selbstdisziplin hatte er schon bald den muskelgestählten Körper, den er sich wünschte. Nicht selten wurden Mishima später Narzißmus und dandyhafte Züge nachgesagt; tatsächlich zeigen ihn viele seiner Bilder in heroischer Samuraipose mit nacktem, eingeeöltem Oberkörper oder herrisch dreinblickend in dunklem maßgeschneidertem Anzug. Mishima wurde sein eigenes Ideal, er wurde der Held, den er als Kind so bewundert hatte.

Nachdem seine ersten schriftstellerischen Schritte weitgehend unbeachtet blieben, gelang ihm 1949 mit *Geständnis einer Maske* sein erster Erfolg. Das streckenweise autobiographische Werk ist das Porträt eines sensiblen, von Selbstzweifeln bedrängten Jungen an der Schwelle zum Erwachsensein. Bereits hier treten zahlreiche Themen auf, die sich wie rote Fäden durch Mishimas Werk ziehen: die Todessehnsucht, die erotische Zuneigung zu Knaben, die auffallende Betonung von Brust- und vor allem Achselhaar an männlichen Körpern. Ein weiteres stets wiederkehrendes Motiv in seinem Werk ist die Figur des Heiligen Sebastian, des römischen Soldaten, der zum christlichen Märtyrer wurde. In *Geständnis einer Maske* bewirkt der Anblick eines Gemäldes des italienischen Barockmalers Guido Reni, das den Heiligen, malträtiert und halb nackt an einen Baum gefesselt, abbildet, die erste Ejakulation des Erzählers; 1966 veröffentlichte Mishima eine Übersetzung von Gabriele d'Annunzios Bühnenwerk *Märtyrertum des heiligen Sebastian* und ließ sich von dem japanischen Fotografen Kishin Shinoyama in der Pose, die Guido Reni für sein Sebastian-Gemälde ausgewählt hatte, fotografieren: mit nacktem, von mehreren Pfeilen durchbohrtem Oberkörper – wobei ein Pfeil markant aus seiner linken, schwarz behaarten Achselhöhle herausragt.



Yukio Mishima, ca. 1970

Obwohl Mishima zu einem auch international erfolgreichen und ge-
 feierten Schriftsteller avancierte, schrieb er auch weiterhin immer wieder
 etliche anspruchslose Auftragsarbeiten, die in Magazinen oder als Fort-
 setzung in Tageszeitungen veröffentlicht wurden. Auf dem quantitativen
 Höhepunkt seines Schaffens entstanden bis zu drei Romane und ein Dut-
 zend Kurzgeschichten im Jahr. Aus der breiten Masse der in den 50er Jah-
 ren entstandenen Werke stechen insbesondere *Die Brandung* (1954), eine
 zeitgenössische japanische Interpretation der antiken Liebesgeschichte
 um Daphnis und Chloe, und *Der Tempelbrand* (1956) hervor. Hierin er-
 zählt Mishima von dem authentischen Fall eines Priesteranwärters, der
 im Nachkriegs-Japan einen der schönsten buddhistischen Tempel, der den
 Bombenhagel im Zweiten Weltkrieg unbeschadet überstanden hat, anzün-
 det. Neben seinen Romanen schrieb Mishima auch zahlreiche Theater-
 stücke und trat selbst als Schauspieler von Nō-Stücken auf. Nō bezeich-
 net ein klassisches japanisches Theater, das traditionell nur von Männern
 gespielt wird und sich vornehmlich mit Motiven der japanischen Mytho-
 logie befaßt. 1957 verbrachte Mishima ein halbes Jahr in den USA, wo er
 sich u.a. die Aufführung seiner Stücke anschauen wollte. Verbittert und
 unvermittelt brach er seinen Aufenthalt am Silvestertag ab. Auch wenn
 ihn gewisse Aspekte am amerikanischen Lebensstil reizten, ödete ihn auf
 Dauer die dortige Selbstsucht, die Fixierung auf Materielles ab, wie sein
 englischer Übersetzer Keene mit Blick auf das – leider nicht ins Deutsche
 übersetzte – »Reisebilderbuch« Mishimas feststellt. Insoweit blieb sein
 Verhältnis zum Westen, insbesondere zu den USA zeitlebens ein gespalte-
 nes. Am deutlichsten drückte Mishimas eigenes Haus diese Ambivalenz
 aus: Es bestand aus einem westlich und einem traditionell japanisch mö-
 blierten Trakt. Überhaupt zeichnete eine gewisse Zerrissenheit Mishimas
 Leben aus: Privat changierte es zwischen Bürgertum und Provokation. Er
 heiratete und wurde Vater zweier Kinder, nachts durchstreifte er hingegen
 die einschlägigen Homosexuellen-Bars in Tokio. Künstlerisch machte der
 weltweit anerkannte, mehrmals für den Literaturnobelpreis vorgeschla-
 gene Schriftsteller Seitensprünge, indem er auch Rollen in billig produ-
 zierten Trashfilmen spielte. Als Mishima 1968 erneut als einer der en-
 geren Kandidaten für den Literaturnobelpreis diskutiert wurde, schmei-
 chelte ihm dies natürlich. Die Wahl fiel schließlich auf den Japaner Ka-
 wabata Yasunari. Mishima eilte zu Yasunari, um ihm als erster gratulie-
 ren zu dürfen, und auch auf den gemeinsamen Fotos bei der Pressekonfe-
 renz macht Mishima einen erfreuten Eindruck. Doch so ganz ist ihm die
 Beherrschung nicht geglückt; sein Biograph Henry Scott Stokes, der Mi-
 shima auch privat gut kannte, beobachtete in den kommenden Tagen eine
 gewisse Enttäuschung und Niedergeschlagenheit.

»Göttlicher Wind«; in: *Der
 Spiegel* vom 30.11.1970.

Henry Scott Stokes: *Yukio
 Mishima – Leben und
 Tod*, Goldmann 1986.

Vielleicht waren dies jene seltenen Momente, die Mishima ohne
 Maske zeigten: sensibel und von Selbstzweifeln bedrückt.

In den 60er Jahren streifte sich Mishima allmählich eine weitere
 Maske über: er entdeckte die Politik. Bereits in den 50er Jahren trat die
 japanische Kommunistische Partei mit der Anregung an ihn heran, über
 einen Eintritt in die Partei nachzudenken; diesem Kuriosum darf jedoch
 kaum eine ernstzunehmende Relevanz beigemessen werden. Literarisch
 näherte sich Mishima erstmals im Jahre 1960 politischen Themen an. Der
 Roman *Nach dem Bankett* erzählt von den Verstrickungen eines Diplo-
 maten in politische Machtstrukturen, zweifelhafte Geldgeschäfte und pri-
 vate Liebschaften. Die Geschichte beruht auf einem authentischen Fall –
 die Romanfigur ist an einen ehemaligen liberalen Außenminister Japans
 angelehnt –, Mishimas eigene politische Position bleibt aber unklar. Die
 im selben Jahr erschienene Kurzgeschichte *Patriotismus* ist hingegen eine
 deutliche Verbeugung vor dem Ethos des japanischen Soldatentums. Als
 Hintergrund der Geschichte dient der Ni-Ni-Roku-Aufstand vom 26. Fe-
 bruar 1936, bei dem sich eine Reihe junger Offiziere infolge außenpoliti-
 scher Diskrepanzen zwischen Regierung und militärischer Führung gegen
 letztere erhob und dabei den Tod fand. *Patriotismus* beschreibt den letz-
 ten Abend eines jungen, frisch verheirateten Leutnants, der gemeinsam
 mit seiner Frau den Freitod wählt, um nicht gegen seine Kameraden – die
 aufständischen Offiziere – vorgehen zu müssen. In einer bis dato nicht be-
 kannten Detailliertheit schildert Mishima den Selbstmord als einen zere-
 moniellen Akt, als selbstverständliche Antwort auf einen moralischen In-
 teressenkonflikt. In der fünf Jahre später unter seiner Regie entstandenen

Verfilmung spielte Mishima die Rolle des jungen Offiziers selbst. Auch hier gleicht der Suizid einem feierlichen Ritual.

Das schicksalhafte Jahr 1968 ließ auch Japan nicht unberührt. Auch hier herrschte eine politische und gesellschaftliche Unruhe, deren Stifter mehrheitlich links standen. Mishima beobachtete die Entwicklung mit Interesse und suchte zu den wenigen rechten Studentengruppen Kontakt. Im Sommer 1968 gründete er eine paramilitärische Vereinigung, die sogenannte Schildgesellschaft (japanisch: Tatenokai), die sich ausschließlich aus jungen Studenten rekrutierte und die für die Rückkehr der klassischen Kaiserherrschaft eintrat. Es war der Versuch, eine an ästhetischen Idealen und traditionellen japanischen Vorstellungen orientierte Elite aufzubauen. Mishima machte die jungen Männer mit den Tugenden des *bushido*, dem Verhaltenskodex der Samurai, vertraut und unterrichtete sie in Karate sowie in Schwertkampf. Er ließ eigene Uniformen schneidern, ein Wappen entwerfen und kreierte sogar eine eigene Hymne. Aufgrund der strengen Aufnahmevoraussetzungen hatte die Schildgesellschaft niemals mehr als hundert Mitglieder, was Mishima nur recht war; er sprach von der »kleinsten Armee der Welt und der größten an Geist«. Die öffentliche Resonanz auf die Schildgesellschaft fiel erstaunlich dürrig aus. Dies überraschte um so mehr, als die Schildgesellschaft mit ausdrücklicher Genehmigung des damaligen Verteidigungsministers Nakasone sogar in den Militärkasernen der japanischen Armee exerzieren durfte. Die japanischen Medien beachteten Mishimas private Miliz trotzdem kaum, und wenn, dann nahmen sie sie als den Spleen eines exzentrischen Schriftstellers wahr, der eine »Spielzeugarmee« unterhielt. Auch das Verhältnis zwischen Mishimas Schildgesellschaft und anderen politisch rechtsstehenden Organisationen blieb von einem gewissen Desinteresse geprägt. Erst posthum entdeckten einige Gruppierungen aus dem Umfeld der japanischen »Neuen Rechten« – allen voran die nationalistische Issuikai, die erst kürzlich auch europaweit auf sich aufmerksam machte, nachdem sie mehrere Delegierte europäischer Rechtsparteien zum traditionellen Besuch des Yasukuni-Schrein eingeladen hatten – die politische Strahlkraft Mishimas. Seit 1972 veranstaltet die Issuikai gemeinsam mit anderen rechten Gruppierungen alljährlich ein Heldengedenken mit anschließendem Besuch an Mishimas Grab.

Im Mai 1969 nahm Mishima die Einlandung radikaler linker Studenten zu einer Podiumsdiskussion an der Universität von Tokio an. Es entwickelte sich ein teilweise recht aggressives Streitgespräch, während dem Mishima seine politischen Standpunkte, insbesondere seine Verehrung des Kaisers bekräftigte, aber auch Berührungspunkte zu den linken Studenten betonte. Auch er wolle Unruhe hineinbringen, auch er hasse Menschen, die »in Ruhe dasitzen«. Er schloß seine Rede mit einem Versprechen: »Eines Tages werde ich aufstehen gegen das System, so wie ihr Studenten aufgestanden seid – aber anders.« Es bleibt unklar, wie weit Mishimas Absicht eines Staatsstreichs bereits im Mai 1969 ausgereift war. Daß er je an einen politischen Erfolg seiner Aktion geglaubt hat, darf wohl bezweifelt werden. Vielmehr bildete der naive, zum Scheitern verurteilte Umsturzversuch nur einen Vorwand, nur einen ansprechenden Rahmen für die Inszenierung seines eigenen Todes, den er so viele Male zuvor eingeübt hatte.

Mishima erwartete wenig Lohnendes von der Zukunft. In einem Artikel von 1962 schrieb er: »In der Bronzezeit betrug die durchschnittliche Lebenserwartung der Menschen achtzehn Jahre; zur Römerzeit waren es zweiundzwanzig. Damals muß der Himmel voll gewesen sein mit schönen, jungen Menschen. In letzter Zeit muß es dort oben erbärmlich aussehen.« Auch in seinen Romanen griff er mehrmals den Gedanken auf, Selbstmord zu begehen, solange der Körper noch schön und muskulös ist. Mishima selbst befand sich 1970 mit seinen 45 Jahren körperlich in bester Verfassung. Die kommenden Jahre würden jedoch unweigerlich ein Abnehmen seiner physischen Kräfte bedeuten. Literarisch war er auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Mit *Die Todesmale des Engels* – das Manuskript hierzu korrigierte er noch am Vorabend seines Todes und adressierte es an seinen Verleger – beendete er sein monumentales, vierbändiges Epos *Das Meer der Fruchtbarkeit*, an dem er die letzten sechs Jahre gearbeitet hatte. Zudem entfremdete er sich zunehmend von einer Gesellschaft, die für Begriffe wie Ehre und Tradition immer weniger empfänglich war. Alles Kommende hätte dem Gesamtkunstwerk Yukio Mishima an Glorie genommen. Das Todesfanal aber vollendete es auf eine morbide Weise.

www.welt.de/politik/ausland/article8999165/Rechtsextreme-aus-Europa-vereint-an-Schrein-in-Tokio.html

Hisako Matsubara: »Eines Tages werde ich es tun«; in: *Die Zeit* vom 04.12.1970

Auswahlbibliographie:

- 1949: *Kamen no Kokuhaku* (*Geständnis einer Maske*, Rowohlt 1964)
1954: *Shiosai* (*Die Brandung*, Rowohlt 1959)
1956: *Kinkakuji* (*Der Tempelbrand*; List 1961)
1960: *Utage no Ato* (*Nach dem Bankett*, Rowohlt 1967)
1963: *Gogo no Eiko* (*Der Seemann, der die See verriet*, Rowohlt 1970)
1966: *Yukoku* (*Patriotismus*, Rowohlt 1970)
1968: *Haru no Yuki* (*Schnee im Frühling*, Carl Hanser 1985)
1969: *Honba* (*Unter dem Sturmgott*, Carl Hanser 1986)
1970: *Akatsuki no Tera* (*Der Tempel der Morgendämmerung*, Carl Hanser 1987)
1970: *Tenjin Gosui* (*Die Todesmale des Engels*, Carl Hanser 1988)

Smends Integrationslehre

von Karlheinz Weißmann

»Integration, das große Placebo« vermerkte Carl Schmitt am Rand eines Artikels zur »Integrationslehre«, den Rudolf Smend, deren Begründer, für das *Handwörterbuch der Sozialwissenschaften* verfaßt hatte. Zwischen Schmitt und Smend bestand über vier Jahrzehnte eine wohlwollende, phasenweise freundschaftliche, aber nie ganz spannungsfreie Beziehung. Sie schlug sich auch in einem Briefwechsel nieder, der jetzt in einer Edition Reinhard Mehrings vorliegt (»*Auf der gefährvollen Straße des öffentlichen Rechts*«. *Briefwechsel Carl Schmitt – Rudolf Smend 1921–1961*. Mit ergänzenden Materialien, Berlin: Duncker & Humblot 2010, kart, 14 SW-Abbildungen auf Tafeln, 208 S., 28.00 €). Der Anlaß der Publikation war wohl nicht nur das fortdauernde Interesse an Schmitt, sondern auch die Bedeutung Smends für die Entwicklung der deutschen Staatsrechtslehre des 20. Jahrhunderts. Trotzdem muß man feststellen, daß die Korrespondenz inhaltlich wenig Ertrag bietet, sehr viel weniger als etwa die zwischen Schmitt und Ernst Forsthoff.

Das hat mit einer gewissen Fixierung der Briefpartner auf das akademische Klein-Klein zu tun, vor allem aber mit der bleibenden persönlichen Distanz. Die kann man auf den – geringen – Altersunterschied zurückführen, der Smend einen Vorsprung in der Universitätskarriere verschaffte, was Schmitt anfangs in die Rolle des Bittstellers zwang, aber auch mit politischen Differenzen. Es gab für Schmitt sicher Gründe anzunehmen, daß er mit Smend ebenso einig gehe gegen jede »Restauration des Liberalismus«, wie in bezug auf »konservative Anständigkeit« und vielleicht sogar ein »römisches« Verständnis des preußischen Staatsethos. Aber am gegenreformatorischen Zug in Schmitts Denken schieden sich die Geister. Smend war bewußter evangelischer Christ, hatte deutliche Vorbehalte gegenüber der Weimar Demokratie, pflegte aber einen Vernunftrepublikanismus. Schmitts undurchsichtigem Taktieren in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren, seiner nie ganz klaren Haltung zum Zentrum stand er mit Mißtrauen gegenüber. Erst recht lehnte er Schmitts Anschluß an Hitler ab, obwohl der im Briefwechsel kaum thematisiert wird, während Schmitt

sich – aus ebenfalls nicht ganz deutlich werdenden Motiven – durch Smend düpiert glaubte und bis zum Bruch mit dem Regime seine überlegene Position zur Geltung bringen wollte. In der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre kam es zu einer gewissen Wiederannäherung, aber Schmitts Haltung nach dem Zusammenbruch führte zu neuerlicher Entfremdung.

Anders als Schmitt betrachteten die Siegermächte Smend als unbelastet, er konnte seine Tätigkeit ungebrochen fortsetzen und übte bald wieder nachhaltigen Einfluß auf die juristische Disziplin der Bundesrepublik aus. Er unterstützte in gewissem Maß Schmitts Bemühen um eine reguläre Pensionierung, aber ließ doch durchblicken, daß er dessen Selbstdeutung »aus der Zelle« ablehnte und ein Schuldeingeständnis erwartete. Eine Rehabilitierung oder Wiederaufnahme in die Staatsrechtslehrervereinigung lehnte er jedenfalls ab, was letztlich auch den Bruch zwischen beiden Anfang der sechziger Jahre erklärt, der – soweit das die Unterlagen zeigen – von Schmitt ausging.

Vor dem Hintergrund erklärt sich auch die oben zitierte Äußerung Schmitts über den zentralen Begriff »Integration« in der Verfassungslehre Smends. Diese wurde niemals ausgeführt, sondern nur als »Rahmen« vorgelegt, der der Klärung der zentralen Beziehung zwischen Individuum und politischer Gemeinschaft dienen sollte. Jene könne – so Smend – nicht als »ein in sich beruhendes kollektives Ich« betrachtet werden, sondern bloß als »Einheitsgefüge individuellen Lebens, verstehbar nur als das Wesen der Einzelnen wie des Ganzen fließend realisierende und wandelnde Dialektik«. Das »Zusammenspiel« von Einzelnem und Staat war seit je ein heikles, niemals ganz fixiert, aber Smend legte Wert auf die Feststellung, daß seine Auffassung von der zentralen Bedeutung der Integration eigentlich erst durch die »Anschauung des Chaos des kranken Verfassungsstaates der 1920er Jahre« entstanden sei. Sie diene der Abwehr einer positivistischen Rechtsauffassung, die außerstande war, »Verfassung« im vollständigen Sinn zu begreifen, das heißt auch jene Bedingungen politischer Existenz einzubeziehen, die außerhalb der rechtlichen Sphäre lagen und die Zustimmung der Beherrschten zur Herrschaft, des Bürgers zur *res publica* überhaupt erst garantieren.

Smend verwies in dem Zusammenhang ausdrücklich auf Hermann Heller, der seinerseits eine Staatslehre gefordert hatte, die »die empirische Erlebbarkeit und Verstehbarkeit des Staates in der Totalität seiner sozialen und damit auch rechtlichen Beziehungen« leistete. Ohne Zweifel enthielt dieser Verweis auf seinen Kontrahenten eine Spitze gegen Schmitt, dessen Analyse der inneren Widersprüche des Weimarer Systems von Smend zwar genannt, aber nicht gewürdigt wurde.

Smend hat Mitte der sechziger Jahre darauf hingewiesen, daß sich die Situation gegenüber der Zwischenkriegszeit deutlich verändert habe. Weimar erschien ihm jetzt nur noch als »Sonderfall« jenes »weitgehenden Zerfalls«, einer »Desintegration« im Vollsinn, die alle Bereiche von Volk, Staat und Kirche erfaßt: »Auch wenn sie bestehen bleiben, werden sie so sehr kritisch durchdacht, -rationalisiert-, daß der Einzelne ein neues positives Verhältnis zu ihnen nur durch eine bewußte Eingliederung, eine Integration, gewinnt.« In der Beurteilung dieser Situation schwankte Smend zwischen der grundsätzlichen Hochschätzung jener »Verfassungen, die mit kraftvollem politischem Auftrieb des Volkswillens rechnen konnten«, eben weil die Integration im wesentlichen unbewußt ablief, und der Notwendigkeit, in einer technischen Welt die »Lebenswirklichkeit« des Staates als »Lebenswirklichkeit des Integrationsprozesses« durch reflektierte Entscheidung der Einzelnen zu gewährleisten.

Es war dieses Einerseits-Andererseits, das die Kritik Schmitts herausfordern mußte. Denn schon Smends Unterscheidung zwischen »persönli-

Rudolf Smend:
*Staatsrechtliche
Abhandlungen und
andere Aufsätze,*
zuletzt Berlin 1994.



*Integrationsverweigerung
einmal anders, Plakat
»Integration der
Einwanderer – niemals!«
des – mittlerweile
verbotenen – PNFE,
1980er Jahre*

Rudolf Smend: *Verfassung
und Verfassungsrecht,*
zuletzt Berlin 1928.

cher«, »funktioneller« und »sachlicher Integration« (die nicht von ungefähr an Max Webers Herrschaftstypen erinnert), zwang zu der Annahme, daß der große Modernisierungsprozeß die persönliche Integration strukturell verändert hatte, weg von der traditionellen Monarchie oder dem Paternalismus, hin zu einem neuen charismatischen Führertum, während sich die funktionelle Integration unter den Bedingungen der Massengesellschaft nicht mehr auf traditionelle Loyalität und vaterländische Gesinnung verlassen konnte, sondern die Anwendung unerprobter Mittel positiven und negativen Zwangs nahelegte, und die Vorstellung eines »politischen Wertganzen«, das die sachliche Integration aufrufen kann, einem unaufhaltbaren Verschleiß ausgesetzt war.

In seiner Verfassungslehre von 1928 hatte Smend darauf hingewiesen, daß die Rede von den Zwecken des Staates nur dann sinnvoll sei, wenn man annehme, daß die »Realisierung aller ideellen Sinngehalte ... Gemeinschaft voraussetze«. Unter den Bedingungen eines Nationalstaats mit einer nach Millionen zählenden Bevölkerung sei das Bewußtsein solcher Gemeinschaft aber nur mit Hilfe der »gesteigerte[n] Integrationskraft eines symbolisierten Sachgehalts« erreichbar, der von den vielen »als irrationale und individuelle Fülle mit besonderer Intensität erlebt« werde. Schmitt hätte dem grundsätzlich zugestimmt, was man seiner Arbeit

Die geistesgeschichtliche Lage des heutigen Parlamentarismus im Negativen, der Schrift *Staat, Bewegung, Volk* im Positiven entnehmen kann. Allerdings gingen seine Erwartungen deutlich weiter als die Smends, stand für ihn dahinter die Hoffnung, der fatalen Rücksicht auf die »Zwischengewalten« irgendwann, irgendwie entrinnen zu können. Schon in einem der ersten Briefe an Smend, datiert auf den 25. Mai 1924, äußerte Schmitt mit überraschender Deutlichkeit, daß für ihn letztlich »alle gute Politik Kabinettspolitik« sei, »alle ›öffentliche‹ Politik auf beiden Seiten hinkt und nach zu vielen Seiten schießt, um ein großes Ziel im Auge zu behalten«.

Das war im Grund als vollständige Absage an die politische Moderne zu verstehen, die Schmitt gegenüber Smend bereits zur Geltung gebracht hatte, als er die Reihung »Integration – dynamisch – moderner Staat« der anderen »Repräsentation – statisch – antiker Staat« gegenüberstellte. Smend seinerseits attestierte Schmitt, daß der im Grund »eine antikisierende Betrachtungsweise ... in glänzender Form repristinert« habe. Es lag in der Feststellung allerdings auch ein Verdikt, denn Schmitts Konzept schien zwar geeignet, die Lage zu analysieren, bot aber keine Abhilfe. Umgekehrt glaubte Smend mit seiner Integrationslehre eine solche Abhilfe gefunden zu haben, um der Tendenz zum Staatszerfall entgegenzuwirken – ein Optimismus, den man angesichts der Gesamtentwicklung des letzten Jahrhunderts kaum teilen wird.

Denn wenn man voraussetzt, daß »Integration« auf »Herstellung eines Ganzen« zielt, dann haben zuerst Individualisierung und Atomisierung und dann eine Pluralisierung der ethnischen und kulturellen Zusammensetzung, die selbst Schmitt überrascht hätte, jede Vorstellung von einem »Ganzen« ungeheuer erschwert. Das politische Kardinalproblem ist also nicht neu, aber im Kontext der Einwanderungsdebatte scharf konturiert hervorgetreten, und an jeder offiziellen Stellungnahme – etwa aus Anlaß der jüngsten Integrationskonferenz der Bundesregierung – bleibt abzulesen, daß es an einer hinreichend klaren Definition jener Größe fehlt, auf die hin Integration erfolgen soll. In einem programmatischen Text, den Rainer Brüderle als Minister für Wirtschaft und Technologie unlängst veröffentlicht hat, ist wahlweise von »Deutschland«, »der Gesellschaft«, den »hier lebenden Menschen« als Bezug die Rede. Es handelt sich um Leerformeln und entsprechend sehen auch die Vorschläge aus, wie die Integration durchgeführt und woran ihre praktischen Erfolge gemessen werden sollen: von der Forderung nach Beherrschung der Hauptverkehrssprache über das diffuse Bekenntnis zu »Werten« bis zum Wunsch nach emotionaler Beheimatung. Immerhin ist Brüderle ehrlich genug, zu



Carl Schmitt, Aufnahme aus den dreißiger Jahren

Rainer Brüderle:
Deutschland muß ein Chancenland werden, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 3. Oktober 2010.

sagen, daß das alles nur Dekor ist und es im Kern um das »Chancenland« geht, dessen »Leitbild« einzig dazu dient, »gezielt Menschen mit hohem Chancenpotential für Deutschland zu interessieren«, auf daß sie Teil jenes *je ne sais quoi* (dt. etwa »das unbestimmbare, gewisse Etwas«) werden, dem sich alle Dauerbewohner – ganz gleich ob mit oder ohne Migrationshintergrund« – verpflichtet fühlen.

Im Sinne Smends kann damit weder von persönlicher noch von sachlicher Integration gesprochen werden, nur von funktioneller. Der Imperativ lautet: Integriere dich, damit du am wirtschaftlichen Erfolg teilhast. Gegen die Annahme, daß ein solches Konzept aufgeht, ist seit dem 19. Jahrhundert – angesichts des Aufstiegs von Plutokratie und Massengesellschaft – vieles vorgetragen worden. Allerdings wird man zugeben müssen, daß der Rückgriff auf das Modell des *homo oeconomicus* unter heutigen Umständen einiges für sich hat, oder, um genau zu sein: für die Politische Klasse alternativlos scheinen muß.

Was ist damit gemeint? In den letzten Jahrzehnten hat man nicht nur in Deutschland, sondern in der ganzen westlichen Welt die große Integrationsleistung des modernen Nationalstaats systematisch abgebaut. Die beruhte im wesentlichen auf jener sachlichen Integration, die ein Fundus an gemeinsamen Erfahrungen, gemeinsamen Erlebnissen, gemeinsamer Erziehung ermöglichte. Der Weg dahin war nirgends in Europa schmerzfrei, führte zur Unterdrückung, zum Ausschluß oder zum Kompromiß mit widerstrebenden Gruppen, aber diese »Kulturkämpfe« hatten eine Rechtfertigung insofern, als sie letztlich einen in der Geschichte des Kontinents einmaligen Zustand innerer Pazifizierung ermöglichten und jenes latent vorhandene Ganze zur Geltung brachten, das man als Nation bezeichnet.

Daß diese Integration das Ergebnis einer ungeheuren Anstrengung des modernen Staates war, wurde lange Zeit verkannt, entweder weil man einem romantischen Bild vergangener Homogenität anhing, oder weil man glaubte, es handle sich um die notwendige Folge eines selbstlaufenden Prozesses. Erst der deutlicher werdende Zerfall des integrierten Ganzen macht erkennbar, welche Probleme dadurch entstehen, daß mit der Integration nicht nur Alphabetisierung und Verhaltenskodex, sondern auch die Befriedung in Frage gestellt werden. Man hat diesen Vorgang als Teil einer großen Emanzipation zu deuten versucht, sieht sich aber mit unangenehmen Wahrheiten konfrontiert, die dieser optimistischen Auffassung widersprechen und von denen nicht mehr abzulenken ist: angefangen beim Zerfall des Bildungswesens über die Entstehung von Sondergruppen in Sonderräumen mit Sonderrechten bis hin zur Notwendigkeit, immer massivere Sicherungsmaßnahmen zu ergreifen, die an Orwells schwarze Utopie erinnern.

Da die Desintegration so dramatisch fortschreitet, gibt es aus Sicht des Establishments nur die Möglichkeit, das Tempo zu erhöhen, entweder weil man ernsthaft mit einem dialektischen Umschlag rechnet, oder weil man den Prozeß unumkehrbar machen will. Der Aufgabe der Integration ist nicht zu entkommen, aber man hofft, daß die Beschränkung auf funktionale Aspekte genügt. Die Geschichte lehrt, daß diese Erwartung irrig ist, daß das Kalkül, den Menschen bestimme nur das Kalkül, nicht aufgeht. Ganz gleich, welche Population, welcher Herkunft, welcher Sprache, welcher Religion, dieses Gebiet in Zukunft besiedelt, sie bedarf der Vorstellung ihrer Einheit und einer Ordnung, die sie als legitim ansehen kann.

Angesichts unserer Lage wird man zugestehen müssen, daß der von Schmitt in Anspruch genommene »Instinkt der Realität« eher für seine, ungleich skeptischere Einschätzung spricht, als für Smends menschlich sympathischere, in vielem aber unbegründet optimistische Deutung einer Entwicklung, die das bis dato selbstverständliche Maß an Staat und Integration in Frage stellt. Integration gehört zu den *soft skills* des Politischen, staatliche Leistung im Normalfall, Schmitt dachte vom Ernstfall aus.



Rudolf Smend, Aufnahme aus den dreißiger Jahren

Thor von Waldstein: *Der Beutewert des Staates. Carl Schmitt und der Pluralismus*, Graz und Stuttgart 2008.

Von China und Mao lernen

von Peter Kuntze

Josef Joffe, Herausgeber der *Zeit* und hin und wieder gerne deutsches Sprachrohr des Pentagon, sieht sein europäisch-atlantisches Weltbild wanken. Schuld daran ist China. »Warum«, so fragt er stellvertretend für alle, die das liberal-kapitalistische Demokratie-Modell für das Ende der Geschichte halten, »warum gehorcht ein Land nach dreißig Jahren hochprozentigen Wachstums noch immer dem Einparteiensstaat? Wie kann man mit einem Bein (Kapitalismus) sprinten, mit dem anderen (Demokratie) lahmen?« Schließlich habe die Geschichte doch gezeigt, daß Deutschland, Rußland und Japan als die drei Nachzügler bei der demokratischen Entwicklung zwar im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts unter Freiheitsentzug rasanter gewachsen seien als die anderen, der Preis für ihren politischen Rückstau sei aber im frühen 20. Jahrhundert fällig geworden: Revolution (Deutschland und Rußland). Wie also könne Chinas KP »solche Gesetzmäßigkeit« aushebeln?

Da Joffe keine der (westlichen) Vernunft gemäße Erklärung findet, tippt er auf Gehirnwäsche: »Jenseits des Wohlstands, der seit einer Generation anschwillt, ist es der Partei offenbar gelungen, dem Volk das richtige, das heißt staatstragende Bewußtsein einzupflanzen ... Die Profiteure der kleinen Freiheiten, die aufsteigenden Klassen, haben die Zügel der Partei verinnerlicht; das Regime muß nicht zerren und züchtigen.« In Europa sei es unter Kaiser und Zar genau umgekehrt gewesen – je reicher das Land, desto lauter der Ruf nach politischer Teilhabe. In China indes habe, obwohl der Kommunismus tot sei, die KP noch immer recht. »Wie lange?« Mit dieser Frage gibt Joffe der Hoffnung Raum, mit dem westlichen Politik-Latein vielleicht doch noch nicht ganz am Ende zu sein. Im übrigen, so hatte er sich und seinen Lesern bereits früher Mut gemacht, könnten Errungenschaften wie beispielsweise der iPod nur von freien Individuen erfunden werden, nicht aber von Mitgliedern einer Gesellschaft, die im Kollektivismus verharre.

Josef Joffe: »Das China-Syndrom – Warum Reichtum ruhigstellt und Europas Geschichte widerlegt«, in: *Die Zeit* Nr. 21/2010 vom 20. Mai.

Derartige Einschätzungen sind typisch für jene Geschichtsvergessenheit und Überheblichkeit, mit denen der Westen jahrzehntelang die Weltpolitik dominiert hat. Kulminationspunkt war die historische Wende von 1989/90, die Francis Fukuyama im Zeichen des Triumphes der kapitalistischen Demokratien das »Ende der Geschichte« verkünden ließ – ein vorläufiger Triumph, wie sich rasch herausstellte. Fragestellern wie Joffe hat Pekings stellvertretende Außenministerin Fu Ying daher die bündige Antwort erteilt: »Wenn Sie China immer an Ihren Maßstäben messen, und wenn Sie erwarten, China werde eines Tages wie der Westen sein, dann wird diese Hoffnung Sie immer wieder trügen ... Sie sollten jedenfalls nicht glauben, daß alle in China ohne Gehirn herumlaufen. 1,3 Milliarden Menschen!«

Und in der Tat: Die Erfolge, die die Volksrepublik aufzuweisen hat, zeugen eindrucksvoll von dem großen politischen und ökonomischen Sachverstand, mit dem jenes Land regiert wird, das mit seinen geographischen Dimensionen von Norwegen bis Italien sowie von Frankreichs Atlantikküste bis zum Ural kontinentale Ausmaße hat. Als Deng Xiaoping 1978, zwei Jahre nach Mao Zedongs Tod, Abschied von dessen utopischen Träumen nahm und unter dem pragmatischen Motto »Es ist egal, ob eine Katze schwarz oder weiß ist – Hauptsache, sie fängt Mäuse« die Reformpolitik durchsetzte, wurden die Volkskommunen aufgelöst und die Märkte schrittweise auch für ausländisches Kapital geöffnet.

Ein rasanter Aufholprozeß begann, der mit jährlichen Wachstumsraten zwischen neun und elf Prozent innerhalb von dreißig Jahren dazu führte, daß sich das Durchschnittseinkommen der Chinesen, fast eines Fünftels der Weltbevölkerung, mehr als verzehnfacht hat. Nie zuvor in der Geschichte haben sich in so kurzer Zeit so viele Menschen von der Armut befreit – eine Leistung, die im Westen nie gerecht gewürdigt worden ist. Dabei sind Nahrung, Kleidung und ausreichender Wohnraum die elementaren Menschenrechte, die erfüllt sein müssen, um überhaupt ein Leben in Würde führen zu können. Wäre die chinesische Regierung den ständigen Einreden des Westens gefolgt und hätte nach dessen Modell parlamentarische Demokratie und individuelle Freiheitsrechte importiert, wäre das Riesenreich wohl – wie so oft in seiner bald fünftausendjährigen Geschichte – längst in bürgerkriegsartigen Wirren auseinandergebrochen. Heute hat China dank seines eigenen Entwicklungskonzepts Japan als zweitstärkste Wirtschaftsnation abgelöst, ist Export-Weltmeister und mit einem Devisenschatz von rund 2,5 Billionen Dollar der größte Gläubiger der USA.

Mögen Chinas Führer auch schwere Fehler begangen haben und, vor allem Mao nach 1949, die Verantwortung für entsetzliches Leid und immensen Schaden tragen, so genießen doch sie und die Partei, in deren Namen sie agierten, bis heute Achtung und großen Respekt. Schließlich weiß jeder Chinese, was er ihnen zu verdanken hat. »Mao Zedong«, so lautet das Credo, »hat uns von Feudalismus und kolonialer Ausbeutung und Unterdrückung befreit, Deng Xiaoping von der Armut.« Im gegenwartsfixierten Westen wird nur allzu leicht vergessen, daß Maos große Lebensleistung vor seiner Proklamation der Volksrepublik liegt: 1893 geboren, gehörte er 1921 zu den zwölf Gründungsmitgliedern der KP, die er von 1934 bis 1936 auf dem Langen Marsch quer durch China zu den Löshöhlen von Yenan führte, von wo aus er zusammen mit Deng, Zhou Enlai und vielen anderen die »Volksbefreiungsarmee« erst im Guerillakampf gegen die japanischen Invasoren und später im Bürgerkrieg gegen die Truppen Tschiang Kai-scheks bis zum Sieg befehligte. Nach dem Tod des Republikgründers Sun Yat-sen (1925) hatte Generalissimus Tschiang dessen Erbe auch als Vorsitzender der Nationalen Volkspartei (Kuomintang) angetreten und war 1948/49 mit den letzten Getreuen auf die Provinz-Insel Taiwan (Formosa) geflüchtet, wo der Diktator samt korruptem Familienclan, von den USA finanziell und militärisch unterstützt, bis zu seinem Tod im Jahr 1975 so realitätsblind wie seine Gönner von der Rückeroberung des kommunistischen Festlandes träumte.

Maos politisches Leben läßt sich somit in zwei beinahe gleich lange Perioden einteilen: Die erste umfaßt 28 Jahre von der Gründung der KP (1921) bis zum Sieg im Bürgerkrieg, die zweite 27 Jahre vom Beginn des sozialistischen Aufbaus (1949) bis zu seinem Tod (1976). Die Verehrung, die er trotz katastrophaler Fehlentscheidungen – »Großer Sprung nach

Francis Fukuyama: »Das Ende der Geschichte«, in: *Europäische Rundschau* Nr. 4/89.

»Immer noch ein Tropfen Essig!« – Ein Gespräch mit Pekings Vize-Außenministerin Fu Ying, in: *Die Zeit* Nr. 31/2010 vom 29. Juli.

Edgar Snow: *Red Star over China*, Random House 1938 (deutsch: *Roter Stern über China*, Frankfurt a.M. 1970).

Wolfram Eberhard:
Geschichte Chinas,
Stuttgart 1971.

vorn« (1958), Kulturrevolution (1966 bis 1976) – in breiten Kreisen der Bevölkerung nach wie vor genießt, bezieht sich primär auf die erste Zeitspanne, denn es war vornehmlich Maos Verdienst, nach hundertjährigem Niedergang das einstige »Reich der Mitte« wieder aufgerichtet und stabilisiert zu haben. Innerer und äußerer Zerfall hatten 1840 nach der Niederlage im Opiumkrieg mit England begonnen und auch nach dem Sturz der mandschurischen Qing-Dynastie (1911) durch die von Sun Yat-sen initiierte bürgerliche Revolution und die erstmalige Gründung einer Republik nicht gestoppt werden können. Aufgrund zahlreicher »ungleicher Verträge« hatten Japan, die USA und die europäischen Mächte dem Drachenthron einen halbkolonialen Status aufgezwungen, während einheimische Feudalherren und *warlords* die weitgehend analphabetischen Bauernmassen nach wie vor ausplünderten und unterjochten.

In dem zum Mythos gewordenen Jahrzehnt von Yenan bauten Mao und seine Genossen in der nördlichen Provinz Schensi einen kleinen Sowjetstaat auf, in dem sie *en miniature* und wie in einer Lehrwerkstatt die Lösung politischer, militärischer, landwirtschaftlicher, industrieller und kultureller Probleme in Theorie und Praxis erprobten. Beim siegreichen Einzug in Peking verfügten sie daher über einen aus Marxismus und altchinesischen Weisheitslehren gespeisten Erfahrungsschatz, auf den sie sich bei der Umgestaltung des gigantischen Landes stützen konnten. Schon damals waren die sowjetrussischen Kommunisten ihren chinesischen Genossen mit Mißtrauen begegnet und hatten geglaubt, diese seien in Wahrheit »wie Radieschen: außen rot und innen weiß« – ein zutreffendes Urteil, wie sich spätestens nach Maos Tod herausgestellt hat. Der von Deng Xiaoping entwickelte »Sozialismus chinesischer Prägung« hat nichts mehr mit den Dogmen des orthodoxen Marxismus-Leninismus zu tun, sondern ist ein autoritärer und überaus erfolgreicher Staatskapitalismus, der mit Leistungsethos, Bildungsbeflissenheit, Disziplin, Fleiß, kindlichem Gehorsam und Ahnenkult wesentliche Elemente des wieder zu Ehren gekommenen Konfuzianismus aufgenommen hat. Hier zeigt sich einmal mehr, daß das nationale Erbe als geistiger Habitus stärker ist als alle ideologischen Lehrsätze.

Auch Mao Zedong, Meister der Kalligraphie und Könner in der klassischen Dichtkunst, war in erster Linie ein Sohn des ältesten Kulturvolkes der Welt und hatte versucht, den Marxismus zu sinisieren, indem er ihn mit traditioneller chinesischer Philosophie verband. Viele seiner Ideen haben bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt, so daß es angesichts der zu erwartenden Verschärfung innen- und außenpolitischer Konflikte von Nutzen sein kann, nach dem Beispiel Carl Schmitts das analytische Besteck zu vergrößern und von einem originellen Denker zu lernen. Schmitt hatte seine 1932 erschienene Schrift *Der Begriff des Politischen* dreißig Jahre später durch eine »Zwischenbemerkung« erweitert und in der Abhandlung *Theorie des Partisanen* Bezug auf Mao genommen – »den größten Praktiker des revolutionären Krieges und zugleich seinen berühmtesten Theoretiker«.

Ausgangspunkt für Maos Denken ist ein monistisches Weltbild, dessen permanente Dialektik das Ende offenläßt, Niederlagen einkalkuliert und das Ringen um eine bessere Ordnung als fortwährende Aufgabe begreift: »Leben ist Tod, Tod ist Leben. Gegenwart ist Vergangenheit und Zukunft, Vergangenheit und Zukunft sind Gegenwart. Yin ist Yang und das sich Wandelnde ist ewig ... Der Widerspruch ist allgemein, absolut, er existiert in allen Entwicklungsprozessen der Dinge, er durchdringt alle Prozesse von Anfang bis Ende.« Daher werde der politische Kampf, auch in der Partei, immer wieder aufbrechen, denn: »Überall, wo Menschen leben – das heißt an jedem Ort außer in der Wüste –, teilen sie sich in die Linke, in der Mitte Stehende und Rechte. Das wird in zehntausend Jahren noch so sein.«

Bereits in Yenan hatte Mao 1937 die beiden grundlegenden Essays *Über den Widerspruch* und *Über die Praxis* verfaßt, um, wie es später in den Anmerkungen hieß, »die damals grassierenden Fehler einer dogmatischen Denkweise zu überwinden«. Ausführlich analysierte er Haupt- und Nebenwidersprüche der seinerzeitigen Gesellschaft und erklärte, wie sie geschickt zu lösen seien. Zwanzig Jahre später, nach dem Sieg der Revolution, aktualisierte Mao seine Thesen in der 1957 als Rede konzipierten Arbeit *Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volk*.

Carl Schmitt: *Theorie des Partisanen – Zwischenbemerkung zum Begriff des Politischen*, Berlin 1963.

Mao Zedong: *Ausgewählte Werke Band I*, Peking 1968.

Mao Zedong: *Über die richtige Behandlung der Widersprüche im Volk*, Peking 1960.



Ländliche Schmelzöfen in Hsü Schui bei Bauding – Tuschzeichnung auf Papier von Frans Masereel, 1959.

Zunächst legte er dar, wer unter den Bedingungen des sich neu formierenden Staates als »Feind« zu gelten habe und wer zum »Volk« gehöre. Die Gegensätze zwischen diesen beiden Protagonisten seien von Natur aus antagonistisch, könnten aber durch intelligente politische Maßnahmen entschärft und auf friedliche Weise gelöst werden. So waren in China 1956 beispielsweise alle kapitalistischen Industrie- und Handelsbetriebe in gemischt staatlich-private Unternehmen verwandelt worden, wobei der Staat den ehemaligen Eigentümern im Zuge einer Ablösepolitik für eine bestimmte Frist jährlich feste Zinsen für ihr eingebrachtes Kapital zahlte oder sie als Geschäftsführer mit Rendite-Beteiligung einsetzte. Bei den »Widersprüchen im Volk« unterschied Mao jene zwischen Arbeitern und Bauern, zwischen Arbeitern, Bauern und der Intelligenz, zwischen Regierung und Volk, Widersprüche innerhalb der Bauernschaft, innerhalb der Intelligenz, Widersprüche zwischen den Interessen des Staates, der Kollektive und der Einzelpersonen etc. All diese unterschiedlichen Interessenslagen seien im Prinzip nicht-antagonistischer Art, die auftauchenden Gegensätze könnten daher durch Überzeugungsarbeit und Reformen überwunden werden. Würden die Widersprüche jedoch mit falschen Methoden behandelt, könnten sie sich rasch zu antagonistischen Problemen entwickeln und Unruhen im Volk auslösen.

Diese als »Massenlinie« bezeichnete Politik gilt in Chinas Führungszirkeln nach wie vor als oberste Regierungsmaxime und ist wesentlicher Teil ihres Erfolgsgeheimnisses. Es gehört zur Tragik Mao Zedongs, daß er sich, besonders in den letzten Lebensjahren, über die von ihm maßgeblich entwickelten Methoden hinweggesetzt hat. Statt das Gewicht auf den weiteren ökonomischen Aufbau zu legen, hetzte er aus realitätsblindem Subjektivismus und revolutionärer Ungeduld die »Roten Garden« zur Verschärfung des Klassenkampfes auf, wodurch die Volksrepublik wirtschaftlich und kulturell um mindestens ein Jahrzehnt zurückgeworfen wurde.

Heute hält der Westen den Chinesen eine aggressive und egozentrische Außenpolitik vor, weil sie rund um den Globus Rohstoffe aufkaufen, ohne sich um die Herrschaftspraktiken der jeweiligen Regierungen zu kümmern. Und in der Tat: Peking nimmt es mit den völkerrechtlichen Grundsätzen der Achtung der nationalen Souveränität sowie der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten genau, lehnt menschenrechtliche Belehrungen für sich und andere ab und hat keine imperialen Ambitionen. Diese Prinzipien waren Leitlinien der chinesischen Außenpolitik bereits in den sechziger und siebziger Jahren, als Peking besonders in Afrika Hilfe zur Selbsthilfe leistete.

Zu Cassandra-Rufen besteht daher ebensowenig Anlaß wie zu der von manchen Kosmopoliten gehegten Hoffnung auf ein »Ende der Geschichte«. Ein realistisches Zukunftsbild hat Martin Jacques, ehemaliger Kolumnist der *Times*, entworfen: »Mit dem Aufstieg Chinas als Kulturmacht werden wir eine weitreichende Verschiebung der globalen Werte erleben: Zivilisation vor Nationalismus; Staat vor Individuum; Geschichte vor Gegenwart; kulturelle Hierarchie vor militärischer Expansionspolitik. Die chinesische Kultur ist dazu berufen, umfassenden Einfluß auf die Welt auszuüben, und wird mit der Zeit zweifellos die gegenwärtige Kulturvorherrschaft Amerikas verdrängen.«

Martin Jacques: *When China Rules the World – The Rise of the Middle Kingdom and the End of the Western World*, London 2009.

Zur Stellung der jüdischen Frage

von Siegfried Gerlich

Seit die »Judenfrage« eine Antwort in Gestalt der »Endlösung« erhalten hat, ist die Rede von ihr nachhaltig verpönt. Insbesondere in dem Land soll sie nicht mehr gestellt werden dürfen, in dem jene beschlossen wurde. So residiert sie in einem Problemexil, das nicht nur für Deutsche ein vermintes Gelände darstellt. Schon die bloße Erwähnung der jüdischen Frage erfordert pflichtschuldigst Anführungsstriche, die nicht nur die kritische Distanz des Betrachters versichern sollen, sondern auch Zweifel an ihrer historischen Existenz anmelden. Diese Befangenheit besteht nicht erst seit Auschwitz; bereits die historischen Debatten der vergangenen Jahrhunderte zur jüdischen Frage zeugen von Vorbehalten gegenüber einem Begriff, der von Nichtjuden geprägt und vielfach mit antijüdischer Stoßrichtung verwendet wurde. Gleichwohl ist die durch ihn bezeichnete Sache keine reine Erfindung von Judenfeinden. Versteht man mit Alex Bein unter der Judenfrage im allgemeinsten Sinne »das Problem des Zusammenlebens der Juden mit den Völkern und der Völker mit den Juden«, so stellte sie sich als Problem religiöser, nationaler oder ethnischer Selbstbehauptung den Juden allemal selbst.

Tatsächlich ist die jüdische Frage so alt wie das Judentum, welches sich als Gesetzesreligion dieses Namens nach dem Ende des Babylonischen Exils gründete. Es war Jahwes Wille, daß das von ihm erwählte Volk sich in seiner Besonderheit erhalte und aller Vermischung mit anderen Völkern widersetze. Die religiösen Reformen Esras und Nehemias sanktionierten Israels Selbstausgrenzung aus dem Kreise der Völker, indem sie einen »Zaun um die Thora« errichteten, der zugleich die »Reinheit des jüdischen Blutes« schützen sollte. Aufgrund dieser freiwilligen Selbstisolierung sank das »auserwählte Volk« nach der zweiten Tempelzerstörung jedoch zu einem »Pariavolk in einer kastenlosen Umwelt« herab. Zwar meinte »Erwählung« ursprünglich nicht nationale Selbstüberhebung, sondern religiöse Unterwerfung unter das »Joch der Thora«; aber gerade in seinem stellvertretenden Leiden für die Völker der Welt erwarb sich der

Die Judenfrage,
in: *Süddeutsche*
Monatshefte 27 (1930).

Alex Bein: *Die*
Judenfrage. Biographie
eines Weltproblems, 2
Bände, Stuttgart 1980.

Max Weber: *Das*
antike Judentum, in:
Gesammelte Aufsätze zur
Religionssoziologie III,
Tübingen 1988 (1921).

»Gottesknecht« Israel das Recht zu deren Bekehrung. So gab es neben dem selbstbezogenen Leben nach dem Ritualgesetz immer auch weltoffene Missionsbestrebungen des Diasporajudentums, welches den Protektionsvölkern einen universalistischen Monotheismus aufdrängte, der doch stets an die partikuläre Existenz des jüdischen Gastvolkes gebunden blieb. Als Reaktion auf dessen rituelle Absonderung wie auf den fanatischen Absolutheitsanspruch eines Gottes, der die Kulte aller übrigen Religionen zu barbarischen Götzendiensten degradierte und damit die polytheistische Toleranz der hellenistischen Welt überstrapazierte, bildete sich ein griechisch-römischer Antijudaismus heraus, der im Vorwurf des Hasses auf das Menschengeschlecht (»odium humani generis«) gipfelte.

Für das, was die Juden den heidnischen Völkern abverlangten, wurde ihnen freilich erst von den Christen die volle Rechnung präsentiert. Der christliche Antijudaismus wurde ebenso fanatisch und intolerant, wie es der jüdische Antipaganismus und nicht minder der jüdische Antichristianismus von Anbeginn gewesen waren, da es zwischen den widerstreitenden Auffassungen von Jesus als göttlichem Messias oder als vergottetem Magier keine Versöhnung geben konnte. In der Härte und Unerbittlichkeit aber, mit der die Ecclesia ihren Sieg über die Synagoge behauptete, kehrte die Tochterreligion nur den ererbten Exklusivitätsanspruch gegen die Mutterreligion selbst, und so wurde das Judentum rückwirkend von seiner eigenen Konsequenz getroffen. Unter der mittelalterlichen Herrschaft des Christentums gab es daher keine jüdische Frage, auf welche dessen Heilsgeschichte und das weltliche Unheil der Juden nicht selbst die schlagenden Antworten gewesen wären. Erst im anbrechenden Zeitalter der transzendentalen Obdachlosigkeit, welches das Judentum als einen religiösen Anachronismus erscheinen ließ, stellte sie sich neu. Der Untergang der feudalen Ständegesellschaft und die Entstehung einer bürgerlichen Klassengesellschaft machte die politische und soziale Integration der Juden in die modernen Staatsnationen und Volkswirtschaften Europas zu einer epochalen Herausforderung. So bildeten die auch in Deutschland kontrovers diskutierte Programme der Judenemanzipation sowie die im Emanzipationsprozeß selbst auftretenden Probleme den Gegenstand der jüdischen Frage im engeren Sinne.

Vor diesem Hintergrund geistiger Säkularisierung und gesamtgesellschaftlicher Modernisierung prägte der Linkshegelianer Bruno Bauer den Begriff der »Judenfrage« und eröffnete mit seiner 1843 erschienenen gleichnamigen Schrift die Debatte auf der Höhe deutscher Philosophie, indem er die Frage der Judenemanzipation von vornherein in die allgemeine Emanzipationsproblematik seiner Zeit einbettete. Angesichts des weitverbreiteten »Irrthums, die Emanzipation für möglich zu halten, wenn die Privilegien der religiösen Schranken stehen blieben, ja in der Emanzipation anerkannt würden«, plädierte Bauer für eine radikal säkularisierte Gesellschaft und einen laizistischen Staat, in dem die Macht der Religion gebrochen wäre und Juden wie Christen ihre politischen Privilegien und religiösen Exklusivitäten aufgeben hätten. Konsequenter kritisierte Bauer die christlichen Emanzipationsgegner, die nur von den Juden, nicht aber von sich selbst die Überwindung religiöser Vorurteile forderten. Ebensovienig jedoch dürften die Juden eine besondere Emanzipation unter Aufrechterhaltung ihrer nationalreligiösen Sonderstellung erhoffen, denn es liege in der Natur der Freiheit, daß sie »nicht nur von andern Völkern, sondern auch von den Juden die Aufopferung veralteter Traditionen verlangt, ehe sie sich ihnen hingibt.«

Hatte Bauer die seinerzeit vorwiegend christlich-konservative Erörterung der jüdischen Frage aufklärerisch säkularisiert, so sollte Karl Marx solchen Säkularismus nochmals radikalisisieren. In seiner Replik *Zur Judenfrage* machte er Bauer zum Vorwurf, noch immer als religiöse Frage zu behandeln, was bereits zu einem weltlichen Problem geworden sei. Die Forderung nach einer durch religiöse Selbstaufgabe ermöglichten politischen Judenemanzipation im bürgerlichen Staat verkenne die ökonomisch längst vollzogene Emanzipation des Judentums in der bürgerlichen Gesellschaft. Noch vor aller staatsrechtlichen Gleichstellung habe sich der wirtschaftliche Jude bereits »auf jüdische Weise emanzipiert, indem durch ihn und ohne ihn das Geld zur Weltmacht und der praktische Judengeist zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden ist.« Marx' Polemik gegen den Schacher als »weltlichen Kultus des Juden« und das Geld

Zvi Yavetz:
Judenfeindschaft in der Antike, München 1997.

Christin Habicht:
Hellenismus und Judentum in der Zeit des Judas Makkabäus, in: *Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften (SHAW)*, Heidelberg 1974.

Martin Hengel: *Judentum und Hellenismus*, Tübingen 1973.

Bruno Bauer:
Die Judenfrage, Braunschweig 1843.

Karl Marx: *Zur Judenfrage*, in: *Marx-Engels-Werke*, Bd 1, Berlin 1983.

*Jüdische Identität
als Problem aus
jüdischer Sicht.*



als seinen »weltlichen Gott« zielte freilich auf das kapitalistische Profitmotiv als solches, welches im jüdischen Sozialcharakter nur seinen exemplarischen Ausdruck gefunden habe. Diese Zurücknahme der Judenfrage in Gesellschaftskritik verhinderte im Marxismus das Entstehen eines rassistischen Antisemitismus, den August Bebel als den »Sozialismus der dummen Kerls« brandmarken sollte.

Den entgegengesetzten Verlauf nahm das Denken Wilhelm Marrs, dessen Erörterung der jüdischen Frage gleichfalls an Bauers aufklärerische Religionskritik anknüpfte. In seinem 1862 erschienenen und von ihm selbst als »philosemitisch« charakterisierten *Judenspiegel* suchte Marr gerade durch seine scharfe Kritik am Judentum die Emanzipation der Juden zu befördern, die nur durch Ablegung ihres nationalreligiösen Eigensinns zu freien Menschen werden könnten. Gleiche Staatsbürgerrechte seien ihnen zu gewähren, sobald die mit jenen kollidierenden jüdischen Sonderrechte beseitigt wären. Ganz wie Marx propagierte Marr als einzig konsequente Form der Judenemanzipation die »Emanzipation der Gesellschaft vom Judentum«, aber während jener die jüdische Frage auf eine letztlich soziale Frage reduzierte, stilisierte dieser sie zunehmend zu einer rassistischen Frage empor. Nach der Gleichstellung der Juden im Deutschen Reich sah Marr die Diktatur des Geldjudentums nur um so offener hervortreten und überdies einen »jüdischen Cäsarismus« heraufziehen, welcher den »Sieg des Judentums über das Germanenthum« besiegeln würde. Wenn Marr über solchen Untergangsängsten 1879 zum fatalistischen Begründer des – vom religiösen »Antijudaismus« schon begrifflich sich abgrenzenden – rassistischen »Antisemitismus« wurde, so sollten fanatische Antisemiten wie Eugen Dühring und Theodor Fritsch ihn an rassistischer Radikalität noch überbieten.

Allerdings stellte sich bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch jüdischen Gelehrten die Frage, ob das Judentum überhaupt zu einer rein konfessionellen Glaubensgemeinschaft privatisiert werden dürfe, oder ob es nicht schon aufgrund seines Abstammungsprinzips an eine ethnisch definierte Volksgemeinschaft gebunden sei. Tatsächlich wurde die aus der Sicht der deutschen Länder unerlässliche Neutralisierung der jüdischen Religion zur »mosaischen Konfession« und deren Gleichstellung mit den christlichen Konfessionen vom jüdischen Volk weniger als Befreiung aus der sozialen Isolation des Ghettos erfahren denn als Vernichtung seiner nationalen Autonomie. Mit den Worten Jakob Klatzkins waren die Juden »nicht eine Glaubensgemeinde; wir bildeten eine in sich geschlossene Rechts- und Wirtschaftsgemeinschaft. Eine starke Mauer, von uns selbst errichtet, sonderte uns vom Landesvolke ab, und hinter der Mauer lebte ein jüdischer Staat in Miniatur.«

Vermochte die im 19. Jahrhundert aufkommende Reformbewegung den seither »orthodox« sich nennenden jüdischen Traditionalismus allmählich auch zurückzudrängen, so blieb eine der christlichen vergleichbar tiefgreifende jüdische »Reformation« gleichwohl aus, da das Reformjudentum die Autorität des Rabbinats wie des Ritualgesetzes unangetastet ließ, um die kulturelle Barriere zwischen Juden und Christen aufrechtzuerhalten. Wohlweislich hielt selbst Moses Mendelssohn, der Begründer der »jüdischen Aufklärung«, an dem offenbarten Gesetz und der besonderen Sendung des »priesterlichen Volkes« fest, stellte doch seine allgemeinmenschliche »Vernunftreligion« nur eine Adaption der europäischen

Wilhelm Marr:
Der Judenspiegel,
Hamburg 1862.

*Der Sieg des Judenthums
über das Germanenthum.
Vom nicht confessionellen
Standpunkt aus
betrachtet*, Bern 1879.

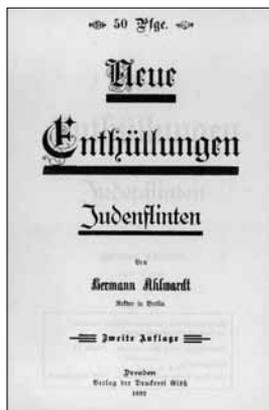
Eugen Dühring: *Die
Judenfrage als Frage des
Racencharakters und
seiner Schädlichkeiten für
Völkerexistenz, Sitte und
Cultur*, 5. Aufl., Nowawes-
Neuendorf bei Berlin 1901.

Theodor Fritsch:
Handbuch der Judenfrage,
Hamburg 1907.

Haim Hillel Ben-Sasson:
*Geschichte des jüdischen
Volkes*, München 1995.

Jakob Klatzkin:
*Grundlagen des
Nationaljudentums*, in:
Der Jude, Heft 9, 1916.

Heinz Mosche Graupe: *Die
Entstehung des modernen
Judentums*, Hamburg 1969.



Das Judentum als Problem aus Sicht der Nichtjuden; antisemitische Broschüren aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Aufklärungsphilosophie dar. Rückblickend sprach Gershom Scholem von »der Perversion, in der christliche Ideen, die wir abgelehnt haben, solange wir atmen konnten, uns nun als angebliche jüdische Forderungen unserer größten Männer entgegentraten.«

Wie die jüdische Aufklärung, so stand auch die kulturelle Assimilation der Juden im Zeichen eines historischen Kompromisses. Die formelle Konversion zum Christentum hatte zumeist nur die ihr von Heinrich Heine zugeschriebene Bedeutung eines »Entrée-Billets« zur deutschen Kultur. Von den nicht konversionswilligen Juden wiederum verabschiedeten sich die liberalen und radikalen zwar vom rabbinischen Talmudismus, aber nicht ohne dafür den alten prophetischen Messianismus zu neuem Selbstbewußtsein zu erwecken: Allenthalben verkündeten Wortführer des modernen Assimilationsjudentums dessen universalistische Mission, die bornierten deutsch-christlichen Verhältnisse mit kosmopolitischem Geist und humanistischem Ethos zu durchdringen, um ein Zeitalter des Friedens und der Freiheit einzuläuten.

Shulamit Volkov: *Das jüdische Projekt der Moderne*, München 2001.

Nüchterner beschrieb Hannah Arendt die Emanzipation des jüdischen Sozialcharakters vom »Paria« zum »Parvenü« und brachte die »Paradoxie der arrivierten Judenheit« auf den Punkt, »daß sie das echte jüdische Nationalgefühl liquidiert und den jüdischen Chauvinismus erzeugt hat.« Dessen antichristliche und antideutsche Stoßrichtung bei gleichzeitiger Mentalreservation ließ die missionarische Überassimilation vieler Juden als eine trügerische Mimikry erscheinen.

Hannah Arendt: *Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft*. Erstes Kapitel: *Antisemitismus*, zuletzt München 1998.

Christina von Braun zufolge wuchs mit der fortschreitenden Assimilation zugleich das Bedürfnis »nach Abwehr dieser ›deutsch-jüdischen Symbiose«, die den Untergang des Judentums zu bedeuten drohte.« In der Tat suchte sich auch die moderne jüdische Gemeinschaft durch die Kultivierung habitueller Eigenheiten, die Konservierung traditioneller Bindungen sowie ihre Konzentration in typischen Berufszweigen als erkennbare Sondergruppe in der deutschen Gesellschaft zu erhalten. Theodor Herzl machte insbesondere in der überkommenen jüdischen Heiratsmoral mit ihrem rigiden Verbot der Mischehe, welches die ethnische Substanz und Exklusivität des Judentums sicherstellte, eine wichtige »Ursache des Antisemitismus« aus, und Jacob Katz zog aus diesem »entscheidenden Faktor für den antisemitischen Ausbruch« den Schluß, daß »die Generation des ›Aufstiegs‹ in bestimmtem Umfang Verantwortung für die oder sogar Schuld an der Reaktion auf die Emanzipation, an der Katastrophe, mit der sie endete, am ›Fall‹ trägt.«

Christina von Braun: *Und der Feind ist Fleisch geworden. Der rassistische Antisemitismus*, in: dies./Ludger Heid (Hrsg.): *Der ewige Judenhaß*, Berlin/Wien 2000.

Jacob Katz: *Zwischen Messianismus und Zionismus. Zur jüdischen Sozialgeschichte*, Frankfurt a.M. 1993.

So war die emanzipatorische deutsche Antwort auf die jüdische Frage in der bürgerlichen Periode von der Illusion begleitet, daß mit der Gewährung der politischen Gleichstellung der Juden auch ihre kulturelle Angleichung im Sinne einer »deutsch-jüdischen Symbiose« gefordert werden dürfe und geleistet werden könne. Die ganze Ambivalenz der jüdischen Einstellung brachte exemplarisch Gershom Scholem zum Ausdruck, der befand, »die Liebesaffäre der Juden mit den Deutschen« sei letztlich »einseitig, unerwidert geblieben«, nicht ohne seinerseits feindselig von den assimilierten Juden als »Überläufern aus ihrer eigenen Mitte« zu sprechen und sogar eine »Liste der Verluste der Juden an die Deutschen« zu führen. Daß die Juden ihre Emanzipation »nicht im Namen ihrer Rechte als Volk, sondern im Namen ihrer Assimilation an die Völker, unter denen sie wohnten«, erstrebt hätten, behauptet er nicht als aufklärerisches Ideal,

Gershom Scholem: *Juden und Deutsche*, in: *Judaica 2*, Frankfurt a.M. 1970.

sondern als blanke historische Realität, die für ihn eine »Tragödie« darstellt, weil dadurch der »Verzicht auf die Totalität einer jüdischen Existenz in Deutschland« besiegelt worden sei. Dabei wußte dieser wohl bedeutendste jüdische Gelehrte des 20. Jahrhunderts, daß eine solche Totalität nur »in der geschlossenen und gebundenen Welt des Mittelalters möglich war, wo schon die Geschlossenheit der Ghettosiedlung, die Autonomie des Rechtes, die nationale Einheit der Sprache und die Reinhaltung der Rasse wesentliche Faktoren unserer garantierten Existenz bildeten.«

Diese Utopie einer integralen jüdischen Existenz, nach deren Maßgabe die staatsbürgerliche Emanzipation der Juden freilich nur als Degradierung ihres Wesens erfahren werden konnte, suchte um so entschiedener die zionistische Bewegung zu verwirklichen, die sich nicht nur dem ausbrechenden Antisemitismus, sondern ebenso sehr dem saturierten Assimilationsjudentum entgegenstellte. Bereits 1862 hatte Moses Hess den altjüdischen Messianismus zum »Kulturzionismus« aktualisiert, indem er die selbstvergessenen modernen Juden zur rassischen Regeneration mahnte und zum patriotischen Kampf um ihr verheißenes Land aufrief. Pragmatischer konzipiert war der spätere »politische Zionismus« Theodor Herzls, der mit seinem 1896 erschienenen *Judenstaat* auch dem Begriff der Judenfrage selbst eine innerjüdische Verbreitung verschaffte: »Die Judenfrage besteht. Es wäre töricht, sie zu leugnen. Die Judenfrage besteht überall, wo Juden in merklicher Anzahl leben. Wo sie nicht ist, da wird sie durch hinwandernde Juden eingeschleppt.« Der radikale Zionist Cheskel Zwi Klötzel riskierte so gar das Bekenntnis, daß dem notorischen Judenhaß »auf jüdischer Seite ein großes Hassen alles Nichtjüdischen gegenübersteht«, welches nur »das getreue Spiegelbild des Antisemitismus« darstelle.

Darum darf, wer von »Antisemitismus« redet, von der »Judenfrage« nicht schweigen. Immer wieder haben jüdische Historiker wie Alex Bein und Zvi Yavetz die Selbstverständlichkeit hervorgehoben, mit der »Zionisten den Antisemitismus – im Gegensatz zu nichtzionistischen jüdischen Liberalen – als ziemlich natürliche Begleiterscheinung des Diasporadaseins aller Zeiten betrachten, ob das nun die heidnische, christliche oder moslemische Epoche betreffe.« Aus dieser nüchternen Einsicht spricht nicht jüdischer Selbsthaß, sondern nationaljüdische Selbstachtung, denn mit der liberaljüdischen und philosemitischen Verleugnung der Judenfrage ist noch stets eine Verdrängung des Judentums selbst einhergegangen. Erst die zionistische Läuterung der jüdischen Frage zu einer nationalen Frage hat den Weg zu ihrer territorialen Lösung gewiesen in einer nihilistischen Epoche, die das metaphysische Wesen des Judentums seiner assimilatorischen Selbstausslöschung überließ und die physische Existenz der Juden einer antisemitischen Massenvernichtung auslieferte.

Joachim Prinz bezeichnete »das Leiden des Juden am unausgesprochenen, ungeklärten Verhältnis zu seinem Judentum« als die »innere Judenfrage«. Die ausgebliebene Antwort habe nicht nur »die klare, ude-monstrative Haltung zu den Kulturen der Völker, unter denen sie wohnen, verhindert«, sondern auch »den klaren Weg der Juden zur eigenen Sache, zum Judentum.« Dieser Weg führte Martin Buber zur »persönlichen Judenfrage« als der »Wurzel aller Judenfragen«: Vor die Wahl zwischen »Umwelt und Substanz« gestellt, müsse der wahrhaftige Jude sich für letztere entscheiden und »von den Schlacken der Fremdherrschaft reinigen, um von innen heraus Jude zu sein und aus seinem Blute zu leben.«

Auf einen verhängnisvollen Irrweg geriet indessen die »Zionistische Vereinigung«, als deren Vertreter Georg Kareski den Erlaß der Nürnberger Gesetze begrüßte, die mit ihrer »reinlichen Scheidung« von Juden und Deutschen auch »alte zionistische Forderungen« erfüllten. Trotz evidenter völkischer Affinitäten verbarg die zeitweilige politische Allianz zwischen Zionisten und Nationalsozialisten doch nie die asymmetrische Rivalität zweier sich auserwählt dünkender Völker, von denen gerade der Führer des stärkeren die Vernichtung des schwächeren anstrebte und schließlich auch durchführte. Paradoxerweise aber beglaubigte die Judenvernichtung nur den verdienten Untergang des Dritten Reiches, während sie dem neugegründeten Judenstaat sein moralisches Existenzrecht verbürgte. Und die verzweifelte Entschlossenheit, mit der Israel den permanenten Ausnahmezustand seiner historischen Existenz zu meistern versucht, könnte lehren, daß eine souveräne jüdische Antwort auf die jüdische Frage nicht mit liberalen Kompromissen, sondern nur mit nationaler Konsequenz gegeben werden kann.

Moses Hess: *Rom und Jerusalem*, Wiederabdruck in: Helmut J. Heil (Hrsg.): *Die neuen Propheten*, Fürth/Erlangen 1969.

Theodor Herzl: *Der Judenstaat*, ebenda.

Cheskel Zwi Klötzel: *Das große Hassen*, in: *Janus*, Heft 2, 1912/13.

Joachim Prinz: *Wir Juden*, in: Christoph Schulte (Hrsg.): *Deutschtum und Judentum. Ein Disput unter Juden aus Deutschland*, Stuttgart 1993.

Martin Buber: *Drei Reden über das Judentum*, Frankfurt a.M. 1920.

Francis R. Nicosia: *Hitler und der Zionismus. Das Dritte Reich und die Palästina-Frage 1933–1939*, Lizenzausgabe 2001.

Lenni Brenner: *Zionismus und Faschismus*, Berlin 2007.

Staatspolitisches Handbuch

Herausgegeben von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann

Das *Staatspolitische Handbuch* ist eines jener Projekte, auf das konservative und rechte Leser jahrelang gewartet haben: Nachschlagewerk und Inspiration für den metapolitischen Alltag!

Staatspolitisches Handbuch

Band 1 Leitbegriffe

Herausgegeben
von Erik Lehnert
und Karlheinz Weißmann

Edition Antaios

BAND 1: LEITBEGRIFFE

176 Seiten, gebunden, 15.00 €

Dieses Buch ist der Beginn einer Umwertung: Karlheinz Weißmann definiert mehr als einhundert Leitbegriffe einer konservativen Weltanschauung, von Abendland bis Zyklus, von Anarchie bis Staat. Zur Definition treten Zitate, Literaturhinweise sowie ein Personen- und ein Begriffsregister.

Ein metapolitischer Meilenstein!

Staatspolitisches Handbuch

Band 2 Schlüsselwerke

Herausgegeben
von Erik Lehnert
und Karlheinz Weißmann

Edition Antaios

BAND 2: SCHLÜSSELWERKE

ca. 200 Seiten, gebunden, 15.00 €
Erscheint im Januar 2011!

Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs* stellt 150 Werke vor, die für das konservative, rechte Denken grundlegend sind und so einen Kanon bilden. Nicht die historische Bedeutung, sondern die zeitlose Dynamik und Gültigkeit bestimmen die Auswahl der Texte.

Für Band 1 und 2 zusammen gilt ein Paketpreis von 24.00 €. Die Lieferung erfolgt in zwei Teilen jeweils nach Erscheinen.

Institut für Staatspolitik (IfS)
Tel | Fax (034632) 90941 • www.staatspolitik.de

Konservative und Literatur

von Günter Scholdt

Neulich überkam mich wieder einmal mit Macht das Bewußtsein unserer Defizite. Ein begabter Liedermacher sang eine reizvolle Ballade von einem Raubtier, dessen Erscheinung eine friedliche Gesellschaft in eine wölfische verwandelt. Das Publikum ließ sich packen und quittierte die Deutung des Autors, daß sich der Text gegen rechte fremdenfeindliche Demagogen richte, mit zusätzlichem Beifall. Und wer wollte bei solchem Problemarrangement auch nicht zustimmen und sich ausschließen aus einer Gesinnungsgemeinschaft der Guten und Toleranten, die zudem noch so ergreifende Lieder auf ihrer Seite hat?

Dieselben Leute, die im alltäglichen Erfahrungsbereich zum Teil ganz andere Wolf-Stories erleben mit anderen Ausgängen, Opfern oder Sorgen (von migrationsbedingt verkommenen Schulen bis mißhandelten Einheimischen), applaudieren den immer gleichen Geschichten und Gesellschaftsideen eines linken »gutmenschlichen« Mainstreams. Sie tun es besten Gewissens, berauscht, verführt oder erpreßt von der scheinbar alternativlosen Macht der Worte, Bilder und Klänge. Alternativlos, weil nun schon seit Jahrzehnten kaum relativierende Gegengesänge zu vernehmen sind, kaum Gegenzählungen, Gegenromane, -dramen oder -filme, die andere Aspekte zur Geltung bringen oder andere Schlußfolgerungen ziehen. Und ein *circulus vitiosus* schließt sich unausgesprochen im Bewußtsein der Mehrheit, wonach böse Menschen eben keine Lieder haben.

Ganz anders im »guten« linken Lager. Ein Biermann, ein Degenhardt, Joan Baez oder Bob Dylan begeisterten seinerzeit mit ihrer Gitarre, danach Grönemeyer, die »Toten Hosen« oder andere so ungemein tapfere Organisatoren des »Rock gegen rechts«. Dauerprämierte Starautoren, Comedy, Kabarett und Filmindustrie bedienen im Grundsatz unisono das eine politische Großlager, so pseudokritisch sie sich auch bei parteipolitisch bedingten Binnendifferenzen gebärden. »Der Geist steht links«, lernte ich sozusagen als Entree meiner studentischen Laufbahn als Germanist und Historiker bereits 1967. Nun, der Geist tut dies gewiß nicht, die

Michael Paulwitz,
Götz Kubitschek:
*Deutsche Opfer, fremde
Täter. Ausländergewalt
in Deutschland.
Hintergrund – Chronik –
Prognose*, Schnellroda 2010.

Literatur aber schon. Und das zu verstehen, ist relativ leicht, wobei sich ideelle und materielle Gründe mischen.

Zunächst einmal gehört ein Schuß sozialer Empörung zu den Hauptursachen des Schreibens. Seit der Aufklärung identifizieren sich zahlreiche Autoren mit gesellschaftlich Zukurzgekommenen oder durch Kirche und Staat Verfolgten. Büchners Losung »Friede den Hütten, Krieg den Palästen!« liest sich als Programmspruch des modernen Autors. Die ganze Menschheit soll befreit, sozial oder ethnisch gleichgestellt, Wohlstand für alle gesichert, Krieg geächtet werden. Und solange es nicht breitenwirksam gelingt, zu verdeutlichen, daß es einer politischen Alternative nicht darum geht, Menschheitsträume wie Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Rassenversöhnung, Weltfrieden etc. zu diskreditieren, sondern nur deren blauäugige, zuweilen gefährliche Verkündung oder politische Umsetzung, die nicht selten im Gegenteil des Versprochenen endet, besitzt diese Entscheidung ja auch fraglos moralische Plausibilität.

Mit dem weltweiten zumindest verbalen Siegeszug sozialistischer Ideen in fast allen Parteien und politischen Gruppierungen wuchsen auch entsprechende Steuerungs- und Sanktionsmöglichkeiten. In Nachkriegsdeutschland kam noch eine nie ausgesetzte Reeducation-Ideologie hinzu. Infolgedessen wird in unserer von Netzwerken beherrschten Mediokratie eine alternative rechte Kulturszene diffamiert, allenfalls in Nischen geduldet oder durch gezieltes Verschweigen quasi ausgehungert. Ich bezweifle denn auch nicht, daß es auch heute beachtliche konservative Talente, Charaktere, Denk- und Empfindungsweisen gibt. Aber ihnen fehlt bislang die Infrastruktur, um in der Breite wahrgenommen zu werden, also: Verlage, Zeitschriften, Radio- und TV-Redaktionen, Schriftstellerverbände, Kultursendungen, Theater, Agenturen, Mäzene, Kritiker, Preisrichter und Leser, die sich für sie einsetzen. Und weil dies so ist, orientiert sich so mancher potentielle Vertreter unserer Ideen eben anders, gemäß dem recht handfesten Prinzip, das schon einem Walther von der Vogelweide geläufig war: »Wes Brot ich ess', des Lied ich sing«. Für »gutwillig« Angepaßte hält das System nämlich mit einer relativen Fülle an Preisen, Stipendien und Jobs ja doch noch so manche Futterkrippe bereit.

An dieser Stelle könnte alle Diagnose in ein nicht unberechtigtes Lamento münden über die unfaire feindliche, alles verhindernde Medienherrschaft. Aber das wäre nur die halbe Wahrheit und unterschläge den eigenen Beitrag zu dieser Misere. Schließlich war es nicht immer so, daß die Grass, Böll, Jens, Giordano und ihre heutigen Epigonen mit den einfach gestrickten Bestandsaufnahmen zur Lage der Nation allein das Feld beherrschten. Da gab es ja auch noch andere Namen, die heute verdrängt sind und deren Aktionsraum praktisch kampfflos preisgegeben wurde. Und dies wiederum geschah – ein wenig plakativ gesagt –, weil die konservative Elite in kultureller Hinsicht zunehmend illiterat geworden ist.

Denn kauften sie noch in nennenswerter Weise Bücher, läsen sie und reagierten auch mal heftig auf Zumutungen und Absurditäten in allzu einseitigen Feuilletons, wäre dieser ideelle Kahlschlag weniger drastisch erfolgt. Säßen sie als ernstzunehmende Sachverständige in Kulturgremien, wir hätten andere literarische Normen und Repräsentanten. Gingen sie noch ins Theater und mischten sich ein, wir hätten ein anderes. Doch wo sind sie geblieben: die gebildeten Ärzte, die sprachbewußten Juristen, mit denen man sich vor Jahrzehnten noch in ansehnlicher Zahl geistreich unterhalten konnte? Wo die Naturwissenschaftler und Ingenieure, die es echt bedauerten, daß sie berufsbedingt von vielem bedeutsamen Schönen getrennt sind, so wie ich es als Manko empfinde, in wirkliche Höhen mathematischer, physikalischer, archäologischer oder astronomischer Entdeckungen nur in äußerst bescheidener, allenfalls vermittelter Weise zu gelangen?

Stattdessen landauf, landab Spezialisten, die wenig vermissen und für die Belletristik zumindest im übertragenen Sinn ein Fremdwort ist. Ich begegne Leuten, die sich für konservativ-bürgerlich und gebildet halten, weil sie aus ihrer Schulzeit noch Rilkes »Panther« zitieren können, aber mit diesem niemals auf ihr Leben bezogenen Eingetrichterten auch schon ein nie mehr erweitertes kulturelles Maximum zur Schau stellen. Bücher kaufen sie höchstens zum Verschenken, am besten repräsentative Bildbände. Der PR-Chef einer Bank, den ich um Unterstützung für eine Traditionsreihe bat, schrak zusammen, als ich ihm einen Gedichtband zum Hinein-

Michael Klonovsky: *Land der Wunder*, Zürich 2005 (vgl. »Autorenporträt Michael Klonovsky«, in: *Sezession* 37/2010).

Richard Wagner: *Das reiche Mädchen*, Berlin 2007 (Rezension in *Sezession* 22/2008, S. 47).

Iris Hanika: *Das Eigentliche*, Graz 2009 (Rezension in *Sezession* 35/2010, S. 38)

Günter Scholdt: »Kein Freispruch zweiter Klasse. Zur Bewertung nichtnazistischer Literatur im ›Dritten Reich‹«, in: *Zuckmayer-Jahrbuch Bd. 5*, Göttingen 2002, S. 127–177.

Thorsten Hinz: *Literatur aus der Schuldkolonie. Schreiben in Deutschland nach 1945*, Schnellroda 2010.

blättern hinhielt, und musterte mich fast so angewidert, als hätte ich ihn unsittlich betatscht. Ein Tennis- oder Golfturnier wolle er gerne sponsern, ein Konzert vielleicht, besser noch eine Vernissage, aber labbrige Lyrik ...

Eine Ausnahme? Eher die Regel. Welcher Amtsträger definierte sich noch wie in Frankreich über Sprache und Literatur? Welchen »konservativen« Politiker sähe man bei Lesungen, Theateraufführungen, als Literaturkenner in Rundfunkräten oder Preiskomitees? Man sichert sich, wenn's geht, das Finanz-, Innen-, Wirtschafts- oder Justizressort. Doch das Kultusministerium oder dessen Kulturabteilung konzidiert man meist freigebig dem Koalitionspartner. Der Abteilungsleiter eines Wirtschaftsministeriums gestand mir ohne Scheu, seit mindestens einer Dekade kein (belletristisches) Werk mehr gelesen zu haben. Nicht etwa weil ihm die Trends vieler moderner Texte zum Hals rausgingen, sondern weil er für solche Dinge schlicht keine Zeit und kein Interesse habe. Er sei ein Mann der Fakten, nicht der Fiktionen.

Hier sei nun Klartext gesprochen: Die Scheinüberlegenheit falsch verstandener Realisten zeugt nicht nur von kaum zu bemäntelndem Banausentum, sondern von Ignoranz und geradezu schreiender (politischer) Naivität. Denn es gibt sie nicht: die rigorose Trennung in »harte« Tatsachen und »weiche« literarische Vorstellungswelten. Und je puristischer und phantasieloser wir uns als Rationalisten gebärden, um so leichter verfallen wir einer Illusion über den Zustand der Welt, die allerdings häufig von Kräften regiert wird, die sich so gar nicht an Logik oder Zweckmäßigkeit ausrichten.

Was blieb aufgrund fehlerhafter Prämissen von diversen volkswirtschaftlichen, staatsrechtlichen, philosophischen oder politologischen Konstruktionen öffentlichen Glücks in der jeweiligen Praxis eigentlich übrig? Selbst scharfsinnigste juristische Ableitungen gewähren Rechtssicherheit nicht einmal in minder schweren Fällen. Vor Gericht und auf hoher See, bestätigen erfahrene Anwälte, sei jeder in Gottes Hand. Politvisionäre oder Börsenanlageberater erzählen uns Geschichten, deren Realitätsgehalt hinter dem von kreativen Ausgeburten eines Poe oder E.T.A. Hoffmann zurückbleibt. Was sind Kafkas groteske Erzähltwürfe vom *Prozeß* oder *Schloß* gegenüber zahllosen sozialen Traumgebilden aller Zeiten? Hochdotierte Weltökonomien, die sich in schwindelerregenden Spekulationen ihre Kartenhäuser bauten, erscheinen nicht weniger phantastisch als verwegene epische Plots. Auf der anderen Seite tun wir gut daran, zahlreiche literarische Prognosen von Mary Shelley über Huxley bis Orwell ernst zu nehmen.

Auch in der literaturfernen Alltagswelt sind wir allenthalben von Mythen umgeben. Jeder Lebensentwurf ist eine Erzählung, jede Erinnerung auch, Geschichtsschreibung nicht weniger, so fundiert sie durch umfangreiche Faktendeponien sein mag. Denn das Eigentliche, das, was Millionen von Einzelberichten der Erlebnisgenerationen zum historischen Extrakt kombiniert, hat meist mehr mit rückschauender Legitimation zu tun als mit aseptischer Wahrheitsfindung, sofern es nicht, wie in Nachkriegsdeutschland, gar zum Belegarsenal für moralpolitische Strafgerichte verkümmert.

Ja, selbst Wissensdisziplinen, in denen nur noch gemessen und gerechnet wird, bedürfen mystischer Metaphern wie derjenigen vom »Schwarzen Loch«, während die schulbildende physikalische Stringtheorie manchem ihrer Kri-

Auch hinter einem dieser Fenster liest soeben jemand die Cantos von Ezra Pound, aufmerksam gemacht durch den ...



tiker als gigantisches Illusionsgebäude gilt. Von den Verstiegheiten der Psychoanalyse ganz zu schweigen. Ich weiß also nicht, woher der Hochmut des Exakten kommt und wie er zu begründen sei, zumal wir ja inzwischen häufig – von den Börsengängen über die operative Militärstrategie bis zur Sperrung von Flughäfen – von kaum noch verstandenen und kontrollierbaren Computer-Algorithmen abhängen.

Doch selbst wer nur den pragmatischen Nutzen im Auge hat, möge bedenken: Schriftsteller sind klassische Vermittler (neuer) Ideen oder Einsichten, die sie literarisch durchspielen und anschaulich werden lassen. Die meisten Menschen tun sich mit Theorien, Definitionen und Abstraktionen sehr schwer. Ihnen helfen Handlungsmodelle mit suggestiv geschilderten Personen, mit denen sie sich zuweilen identifizieren können. Sol-schenizyns *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* korrigiert, volkspädagogisch unaufdringlich, ein ganzes Arsenal von Befreiungsphrasen. Ionescos *Nashörner* lehren in aller Sinnlichkeit, was Noelle-Neumanns *Schweigespirale* theoretisch expliziert und statistisch belegt. Hauptmanns *Weber* illustrieren die Soziale Frage. Schiller hat Kant versifiziert und popularisiert, Brecht Marx' weithin unlesbares *Kapital* in singbaren Schlagworten exzerpiert. (Wem das Basis-Überbau-Schema des Historischen Materialismus zu theoretisch war, wurde per *Dreigroschenoper* wenigstens Rudimentäres geboten: »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.«) Antonius' Totenrede in Shakespeares *Cäsar* bietet einen Einführungskurs in agitatorische Rhetorik, und so weiter.

Aus dickleibigen Studien filtern Schriftsteller die Quintessenz in griffigen Formulierungen, (Roman-)Dialogen oder Schlagworten. Ihre Sprachkraft und ein (selten berechtigter) Nimbus gesellschaftlicher Neutralität verleihen ihnen zur Meinungsbildung häufig größeren Kredit als Fachleuten oder Staatsmännern. Man unterschätze diesen politischen Faktor nicht. Wer die Geschichte deute, heißt es, präge die Gegenwart. Wer die Geschichten erzählt, nicht weniger. Das war schon immer so. Alle Massenbewegungen hatten ihre Dichter oder suchten sie zu gewinnen. Luther bat seine Freunde, Lieder zu schreiben. Überspitzt hieß es, die Reformation sei ersungen worden. Jahrhunderte später sang man von Mandela, Allende, Rosa Luxemburg, vom Spanienkrieg oder gegen Vietnam.

Von *Onkel Toms Hütte* bis Herzls *Altneuland* diente Belletristik auch konkreten politischen Zielen. *Die Weltbühne* las man wegen der polemischen Klasse der Tucholsky, Kästner oder Mehring weit über linksradikale Zirkel hinaus. Remarques *Im Westen nichts Neues* war wirksamer als tausend pazifistische Traktate, der »Holocaust«-Film eingängiger als Dutzend Dokumentationen. Auch Trivialität gilt als Erfolgsprinzip. Salomons *Fragebogen* war der erste weithin wahrgenommene Faustschlag gegen alliierte Selbstgerechtigkeit. Mit Orwells *1984* wurde seinerzeit die Volkszählung attackiert. Selbst der Terrorismus fand in Bölls *Katharina Blum* seine betriebsblinde Verteidigung. Militante Ökologen favorisierten Guhas oder Pausewangs epische Horrorszenarien. Auch borniertestes *Gender mainstreaming*, Multikulti oder antiindustrielles Schwärmertum konvenierte mit belletristischen Schlüsseltexten.

Es rechnet sich also sogar im Politik- und Wirtschaftsleben, wenn man die »Bewußtseinskosten« nicht allzu drastisch herunterfährt. Für die schein-

... Bildinnteil der 35. Sezession, in dem subtile Lesehinweise steckten: George, Pound, Strauß, Montag – damit kann man beginnen ...



bar so weltklugen Industriekapitäne, eiskalten Technokraten und tagespolitischen »Pragmatiker« sei es gesagt: Die sogenannten weichen Faktoren erscheinen spätestens in der Krise nicht mehr ganz so weich. Ein CDUler beklagte sich mir gegenüber einmal darüber, daß ein »rechter« Skandal die Öffentlichkeit stets dreimal so lang beschäftigt wie ein »linker«. Warum wundert er sich, wo seinesgleichen die potentiellen Sendboten eigener Ideen praktisch verhungern läßt?

Friedrich Hölderlin:
Andenken, in: *Sämtliche
Werke und Briefe*,
München 1992.

Doch es geht über Alimentierung hinaus gewiß auch um Geistiges. Kulturschaffende spüren, wo man sie zynisch auf die Funktion bloßer Dekorateure reduzieren will, statt als Gesprächspartner ernstzunehmen. Schließlich haben sie Bedeutsames zu bieten, gemäß Hölderlins Diktum: »Was bleibet aber, stiften die Dichter.«

Darunter so manches, was uns als Kulturgemeinschaft überleben läßt. Beispiele gefällig? Die Sumerer und ihre Nachfolger sind dem Weltgedächtnis jenseits von Öl und Nahostkonflikt ziemlich gleichgültig geworden; aber ihr Gilgamesch-Epos sichert ihnen ein Stück Unsterblichkeit. Griechenland, heute Spielball der Weltmächte und -märkte, blieb durch Homer, Aischylos, Sophokles, Euripides oder Aristophanes eine geistige Großmacht. NS-Deutschland verfiel globaler Ächtung; seine Klassiker zeugten weiter für ihr Land.

gedicht für die gedichte nicht lesen

*wer ruft mit abgerissenem mund
aus der nebelkammer? wer schwimmt,
einen gummiring um den hals,
durch diese kochende lache
aus bockbier und blut?*

*er ist es,
für den ich dies in den staub ritze,
er, der es nicht entziffert.*

*wer ist ganz begraben von zeitung
und von mist? wer hat uran im urin?
wer ist in den zähen geifer
der gremien eingenäht? wer
ist beschissen von blei?*

*siehe,
er ists, im genick die antenne,
der sprachlose fresser mit dem räudigen hirn.*

*was sind das für unbegreifliche ohren,
von wüstem zuckerguß triefend,
die sich in kurszetteln wickeln
und in den registraturen stapeln
zu tauben mürrischen bündeln?*

*geneigte,
ohren verstärker verräter, zu denen
rede ich kalt wie die nacht und beharrlich.*

Hans Magnus
Enzensberger:
landessprache,
Frankfurt a.M. 1960.

von Bilanzen und Kreuzworträtseln. Man kann es nicht mehr. Man kann nicht mehr leben ohne Farbe, ohne Liebe, ohne Poesie.«

Und noch eins verbindet uns mit wahrer Autorschaft als zutiefst konservativem Wert: jener Wille zur Form, zur überzeitlichen Gültigkeit von Texten. Stil ist ja nicht einfach Ornament, schöne Einkleidung, blumige Arabeske, sondern hart umkämpfte Pointierung und Verdichtung, die den Gemeinplatz erst zum Sinnspruch transzendiert, Widerstand gegen das nur Halbrichtige, nur so Dahingesagte, aus langjähriger Erfahrung geronnene Verbindlichkeit. Ständiges Feilen und Überdenken bewahrt Sprache vor dem Sumpf alltäglichen Plapper- und Twittertums, das (im Gegensatz etwa zu Bismarcks Reden) auch die gängigen Äußerungen unserer Funktionselite charakterisiert.

Daß also nicht wenige »konservative« Besitzbürger oder »Staatslenker« sich von diesem geistigen Blutstrang selbst isolierten, macht den Bannspruch verständlich, der bereits vor fünf Jahrzehnten durch Hans Magnus Enzensberger in seinem *gedicht für die gedichte nicht lesen* erfolgte.

Literatur repräsentiert oder bündelt die Tradition einer Schicksalsgemeinschaft, vom *Nibelungenlied* über Faust bis zu Benns *Statischen Gedichten*. Goethes *Wanderers Nachtlied* und Eichendorffs *Mondnacht* vermitteln Stimmungen unserer Endlichkeit. Das Hildebrandslied definiert unsere Tragik-, *Der Hauptmann von Köpenick* unsere Komikvorstellung. Fontane lehrt menschliche Güte und exemplarisch das Ethos eines Herrn von Ribbeck. Große Werke diskutieren also modellhaft Sinn- und Wertfragen ihrer Zeit.

Ich kann mir daher schlecht vorstellen, daß man im tiefsten Sinn Konservativer ist ohne eine gewisse Empfänglichkeit für Literatur. Dies ist keine Frage ausgiebiger Kenner-schaft, auswendig gelernter Kulturdaten und Werklisten. Man muß auch nicht jede Zukkung des literarischen Zeitgeists goutieren, noch geht es um Quantitäten. Man mag sich in der Woche vielleicht nur ein Viertelstündchen einer Formulierung, einem Klang oder einem Gedanken aufschließen. Aber diese geistige Entscheidung will getroffen sein, wonach der Mensch »nicht vom Brot allein« lebt. »Sehen Sie«, schrieb Antoine de Saint-Exupéry, gewiß kein verträumter, blutleerer Stubenhocker, einem General: »Man kann nicht mehr leben von Eisschränken, von Politik,

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, studierte Philosophie und Musikwissenschaft in Hamburg, freischaffender Autor und Pianist.

Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.

Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Provokation, Schnellroda 2007

Joachim Fernau. Leben und Werk in Texten und Bildern, Schnellroda 2009 (hrsg. zusammen mit Erik Lehnert)

Peter Kuntze, 1941, ehemaliger Redakteur der *Süddeutschen Zeitung*, Autor mehrerer politischer Sachbücher, zahlreicher Kinderbücher sowie zweier Romane.

Der Färingische Traum, Kehl, Straßburg, Basel 1987

Himmlischer Frieden, München 1990

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie.

Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.

Besetztes Gelände, Deutschland im Film nach '45, Schnellroda 2010

Daniel Napiorkowski, 1980, Jurist und freier Publizist.

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.

Revisionismus und Demokratie, Schnellroda 2008

Churchill, Hitler und der Antisemitismus. Die deutsche Diktatur, ihre politischen Gegner und die europäische Krise der Jahre 1938/39, Berlin 2008

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes, Leiter des Literaturarchivs Saar-Lor-Lux-Elsass.

Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom »Führer«, Bonn 1993

Das konservative Prinzip, Schnellroda 2011 (in Vorbereitung)

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.

Post-Demokratie, Schnellroda 2009

Faschismus. Eine Klarstellung, Schnellroda 2009

Leitbegriffe, Band I des *Staatspolitischen Handbuchs*, hrsg. von Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2009

Vorlesen – ein Leitfaden

von Ellen Kositzka

Ein halbes Jahrtausend nach Etablierung des Buchdrucks ist die Demokratisierung der »Kulturtechnik Lesen« vollendet. Deutschland ist nicht nur Land der Dichter und Denker und Bildungsexporteur geblieben: Es ist auch *das* Leseland. Allen modernen Medien zum Trotz hat sich die Wertschätzung des gedruckten Wortes bis heute erhalten. Nirgendwo auf der Welt gibt es ein so vielfältiges, flächendeckendes Netz aus Buchhandlungen und Leihbibliotheken. Von den rund 100 000 Neuerscheinungen pro Jahr (die Zahl wächst stetig) ist zwar ein Gutteil kaum mehr als bedrucktes Papier aus den Druck-on-Demand-Pressen, aber daneben erfährt vor allem die Kinder- und Jugendbuchsparte, gemessen an der Zahl der Käufer, rasanten Zulauf. Über die Hälfte der Verkaufsschlager des vergangenen Jahrzehnts waren Titel aus diesem Segment, allein 2009 stieg der Umsatz an Kinder- und Jugendliteratur um deutlich mehr als 20 Prozent und auf über 72 Millionen Bücher – mehr Jugendbuch war nie.

Indes: Es sind zu großen Teilen Erwachsene, die *Harry Potter* und die *Bis(s)*-Romane kaufen und lesen.

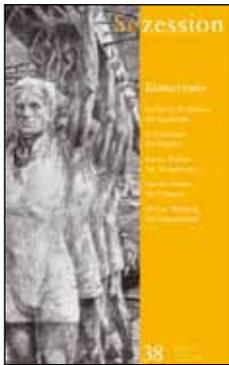
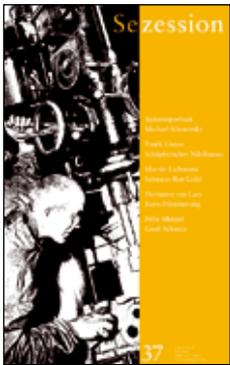
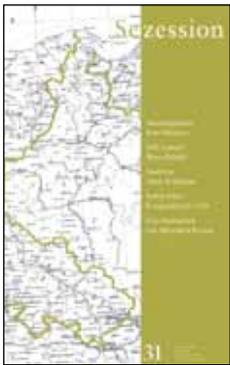
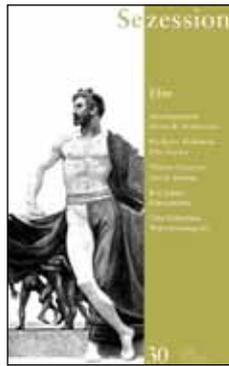
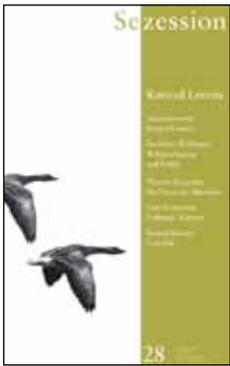
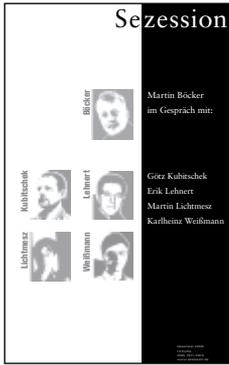
Auch liest nicht jeder, bei dem man es vermuten möchte: Seit in den vergangenen Jahrzehnten die Quote der Schulabgänger mit Hochschulreife sprunghaft angestiegen ist (von elf Prozent 1979 auf rund 44 Prozent 2009), ist der Gymnasiast, in dessen Wohnung (elterliche Sphäre plus Kinderzimmer) sich kein Dutzend Bücher findet, keine Ausnahmeerscheinung. Die »Lesekompetenz«, zumal die durch PISA getestete, liegt im Argen. Sicher, *es gibt* solche Bildungskarrieren: Kinder, die in bücherlosen Haushalten aufwachsen und dennoch in der Schule oder gar später Geschmack finden am geschriebenen Wort. Das ist der Ausnahmefall und nur durch das Zusammentreffen günstigster Umstände möglich. Es gilt weiterhin, Kinder frühzeitig auf den Geschmack zu bringen. Warum, wann, wie und womit?

Warum lesen? Definitiv nicht zum Zwecke irgendeiner Wettbewerbsfähigkeit! Bildung und Karriere sind ohnehin keine Zwillinge; solide

Berufswege als Arzt, Ingenieur oder selbst Soziologe sind ohne jegliche Affinität zur Belletristik möglich. Susanne Gaschke hat deshalb in ihrem empfehlenswerten Kinderbuchkanon (Hexe, Hobbits und Piraten. Die besten Bücher für Kinder, München: DVA 2002) ganz richtig das »begeisterte Verschlingen von guten Kinderbüchern (...) eine elementare Bedingung des Aufwachsens« genannt, »mindestens ebenso wichtig wie gesunde Ernährung oder Spiel und Bewegung.« Lesen ist Bildung, und Bildung – im humanistischen Sinne und eben nicht zweckorientiert verstanden – macht frei. Lesen fördert Kreativität, Intelligenz, Empathiefähigkeit, nicht zuletzt Widerspruchsgeist.

Wann und **wie**? Die meisten Schulen unterhalten eine kleine Leihbücherei, und ab der dritten Klasse wird den Kleinen oft die örtliche Bibliothek vorgestellt, die es hierzulande selbst in kleinsten Gemeinden gibt. 1880 gab es rund 1000 Leihbibliotheken in deutschen Landen, heute sind es rund 11 000 mit 350 000 registrierten Entleihungen jährlich. Wer die mangelnde finanzielle Ausstattung dieser Institutionen beklagt, jammert im Grunde auf hohem Niveau. Auch die winzige Dorfbücherei mit vielleicht tausend Büchern aus Spenden bietet probaten Lesestoff für ein paar Jahre. Allein: Mit acht, neun Jahren ist es reichlich spät, das Kind mit »Freund Buch« vertraut zu machen. Kleinkinder sind Nachmacher. Wer sein Zweijähriges mit einem falsch herum gehaltenen Buch auf dem Sofa vorfindet, darf sicher sein, daß die eigene Leselust vorbildlich gewirkt hat. Jüngst gab's im Kindergarten eine Auseinandersetzung: Die Eltern beklagten ein Übermaß an »freiem Spiel« von sieben bis siebzehn Uhr, es werde zu selten gebastelt und vorgelesen. Bildungsaufgaben seien Elternsache, beschied die Leiterin. »Wir arbeiten doch den ganzen Tag«, kam es zurück. *Quality time* lautete das Zauberwort, das entgegnet wurde: Auf »zehn, fünfzehn Minuten intensiver Beschäftigung pro Tag« käme es an! Was freilich bei weitem nicht ausreicht. Allein »zehn, fünfzehn Minuten« Vorlesen pro Abend wäre das Minimum, gern mehr. Joan Aiken schrieb

Sezession



Register

2009–2010

28–39

Grundlagen

Abt, Markus	Sarrazin verschärfen – eine Präzisierung	Sarrazin	14–17
Bargatzky, Thomas	Auf der Suche nach der menschlichen Natur	28/2009	12–15
Bargatzky, Thomas	Soziale Siebung – eine Konstante	30/2009	12–15
Bargatzky, Thomas	Das neue Aztlán. Amerikas Wandel	33/2009	16–20
Bargatzky, Thomas	Quo vadis Europa?	35/2010	10–12
de Benoist, Alain	Autorenportrait: Henry de Montherlandt	30/2009	2–6
Biographische Skizzen	Faschisten	34/2010	36–43
Biographische Skizzen	Rechte Intelligenz	38/2010	36–43
Colmer, Nico	Ikonen des Widerstands – Propaganda im Irak	35/2010	22–25
Deschner, Günther	Der Typ Heydrich	30/2009	20–23
Dvorak-Stocker, Wolfgang	Mythen – Das emotionale Fundament der Nation	31/2009	18–21
Gerlich, Siegfried	Die Vermessung der westlichen Welt	29/2009	52–55
Gerlich, Siegfried	Der Islamismus. Ernst Noltes neues Buch	30/2009	52–55
Gerlich, Siegfried	Vom faschistischen Eros	36/2010	24–27
Gerlich, Siegfried	Was heißt »Antisemitismus«?	37/2010	16–20
Gerlich, Siegfried	Zur Stellung der jüdischen Frage	39/2010	16–20
Hermans, Hugo	Faschismus an der Macht	34/2010	8–13
Hinz, Thorsten	Botho Strauß – der Chronist des Untergangs	33/2009	4–7
Hinz, Thorsten	Luftkrieg und Literatur	35/2010	18–21
Hinz, Thorsten	Der Bruch von 45,	38/2010	8–11
Hinz, Thorsten	Sarrazin lesen – ein Lektüredurchgang	Sarrazin	8–13
Imatz, Arnaud	Spanien: Krieg der Erinnerungen	29/2009	6–9
Kalz, Wolf	»Deutscher Sonderweg« / Finis Germaniae	32/2009	18–22
Kositza, Ellen	Vom Siegen und Leiden: Väter und Söhne	29/2009	10–12
Kositza, Ellen	Leben nämlich! Knut Hamsun zum 150.	31/2009	2–6
Kositza, Ellen	Deutsche Fluchten	32/2009	24–27
Kositza, Ellen	Autorenportrait Camille Paglia	36/2010	2–5
Kositza, Ellen	Dämliche Herrschaft	36/2010	20–23
Kositza, Ellen	Vorlesen – ein Leitfaden	39/2010	28–33
Kubitschek, Götz	Toleranz – Die 9. Todsünde der Menschheit	28/2009	24–27
Kubitschek, Götz	Wahrnehmungselite	30/2009	16–19
Kubitschek, Götz	Leben müssen – Joachim Fernau zum 100.	31/2009	26–29
Kubitschek/Kaiser	Gewalt gegen Deutsche – Auswahl 2009	33/2009	26–29
Kubitschek, Götz	Faschismus und Avantgarde	34/2010	28–31
Kubitschek, Götz	Briefwechsel mit Richard Wagner	35/2010	50–55
Kubitschek, Götz	Wie etwas bleibt	38/2010	2–6
Kuntze, Peter	Von China und Mao lernen	39/2010	12–15
Lehnert, Erik	Ernst Haeckel – zwischen Darwin und Lorenz	28/2009	20–22
Lehnert, Erik	Autorenportrait Wolfgang Sofsky	29/2009	2–5
Lehnert, Erik	Wahrnehmung und Politik	31/2009	52–55
Lehnert, Erik	Gibt es eine faschistische Philosophie?	34/2010	18–21
Lehnert, Erik	Die letzten Preußen	38/2010	12–15
Lehnert, Erik	Staatssozialist Sarrazin	Sarrazin	40–42
Lichtmesz, Martin	Autorenportrait Hans-Jürgen Syberberg	32/2009	2–5
Lichtmesz, Martin	Der kalte Schweiß der Lebensschwäche	33/2009	8–11
Lichtmesz, Martin	Casa Pound	34/2010	22–26
Lichtmesz, Martin	Vom schwulen Eros	36/2010	28–31
Lichtmesz, Martin	Deutschland, ein Alptraum	Sarrazin	36–39
Lisson, Frank	Warum provozieren?	33/2009	52–55
Lisson, Frank	Parrhesia – Brisanz der freien Rede	35/2010	14–17
Lisson, Frank	Lange lesen – oder Hegemann?	37/2010	12–17
Ludwig, Johannes	Schwule Verschwörungen	36/2010	36–39
Ludwig, Johannes	Liste Sarrazin	Sarrazin	32–35
March, Ulrich	Schlüsselergebnisse der deutschen Geschichte	32/2009	12–17
Menzel, Felix	Biopolitik und Sozialstaat	31/2009	22–25

Grundlagen (Fortsetzung)

Menzel, Felix	Aktion »politische Schönheit«	32/2009	52–55
Napiorkowski, Daniel	Autorenportrait Yukio Mishima	39/2010	4–7
Olles, Werner	Sex 68	36/2010	16–19
Przybyszewski, Adolph	Autorenportrait Konrad Lorenz	28/2009	2–6
Röcke, Till	Zertrümmerung – 100 Jahre Futurismus	28/2009	52–55
Röhlig, Alexander	Entkommen – Thilo Sarrazin	33/2009	22–25
Scheil, Stefan	Ursachen und Anlässen des Zweiten Weltkrieges	31/2009	14–17
Scheil, Stefan	Faschistische Politik	34/2010	14–17
Schilling, Rolf	Tagebuch der Wendezeit	32/2009	28–29
Schmidt, Martin	Postnational oder futsch – Europas Balanceakt	37/2010	22–25
Scholdt, Günter	Michael Klonovsky	37/2010	2–7
Scholdt, Günter	Konservative und Literatur	39/2010	22–27
Schuller, Alexander	Zum Kämpfen zu fett	36/2010	6–8
Schüßlburner, Josef	Faschismus – außereuropäisch	34/2010	32–35
Seubert, Harald	Diskurs und Macht – 80 Jahre Jürgen Habermas	29/2009	14–18
Seubert, Harald	Konservative Christen	38/2010	20–23
Soldan, Jörg	Mehr Sein als Schein? Militärische Elite	30/2009	24–28
Stahl, Michael	Vom pädagogischen Eros	36/2010	32–35
Vonderach, Andreas	Herausforderung Soziobiologie	28/2009	16–19
Vonderach, Andreas	Die Sache mit den Genen	Sarrazin	24–29
von Laer, Hermann	Euro-Dämmerung	37/2010	26–29
von Waldstein, Thor	Die Vermessung der westlichen Welt	29/2009	52–55
Waßner, Rainer	Autorenportrait Helmut Schelsky	35/2010	2–5
Waßner, Rainer	Technokratischer Konservatismus	38/2010	24–28
Weißmann, Karlheinz	Verhaltensforschung und Politik	28/2009	8–11
Weißmann, Karlheinz	Gehlen und Habermas	29/2009	20–23
Weißmann, Karlheinz	Elite-Denker	30/2009	8–11
Weißmann, Karlheinz	Die Deutsche Frage	32/2009	6–10
Weißmann, Karlheinz	Geographie des Zorns	33/2009	12–14
Weißmann, Karlheinz	Autorenportrait Zeev Sternhell	34/2010	2–6
Weißmann, Karlheinz	Das Tier, das »wir« sagt	35/2010	6–9
Weißmann, Karlheinz	Sexpol – Die Linke, der Sex und die Politik	36/2010	10–15
Weißmann, Karlheinz	Vom Reversiblen in der Politik	37/2010	30–33
Weißmann, Karlheinz	Die Gaullisten	38/2010	16–19
Weißmann, Karlheinz	Smends Integrationslehre	39/2010	8–11
Weißmann, Karlheinz	Öffentliche Meinung	Sarrazin	18–22
Wiesberg, Michael	Plädoyer für das Recht auf Nation	38/2010	30–33

Kurzbeiträge

Bargatzky, Thomas	Frieden mit Obama	33/2009	32–33
Harzheim, Harald	Habermas liest Heidegger	29/2009	24–25
Haselhorst, Olaf	Kampf um die Varusschlacht	32/2009	34–35
Haselhorst, Olaf	Noch mehr blonde Bestien	37/2010	40
Hinz, Thorsten	Kalter Kaffee, Kalter Krieg	30/2009	34–35
Hinz, Thorsten	Der Subversive und der Einpeitscher	31/2009	39
Jahn Zschocke, Benjamin	Wolfgang Matheuer zum 5. Todestag	29/2009	28–29
Knorr, Jens	Gehör-Faschismus: Pfitzner verhindern!.	29/2009	30–31
Kositza, Ellen	Zum 25. Todestag von Franz Fühmann	30/2009	38
Kositza, Ellen	Willi Fährmann zum 80.,	33/2009	35
Kositza, Ellen	50 Jahre Anti-Baby-Pille	37/2010	41
Kubitschek, Götz	Gerd-Klaus Kaltenbrunner ist siebzig	28/2009	35
Kubitschek, Götz	Lieber Wolfram Weimer	29/2009	32–33
Kubitschek, Götz	Deutschland, 1. September 2009	32/2009	30–31
Kubitschek, Götz	12 Punkte zur Überfremdung	33/2009	50–51

Kurzbeiträge (Fortsetzung)

Lehnert, Erik	Philosophische Anthropologie	28/2009	34
Lehnert, Erik	Berliner Hürdenlauf	30/2009	36
Lehnert, Erik	Semitismen	32/2009	36
Lehnert, Erik	Sofskys Buch der Laster	33/2009	30–31
Lehnert, Erik	Sarrazin und seine Gegner	35/2010	30–31
Lehnert, Erik	Heideggers verflixtes Jahr	37/2010	43
Lehnert, Erik	Neues zu Ernst Jünger	39/2010	34–35
Lichtmesz, Martin	50 Jahre ohne Kubin	31/2009	30–31
Lichtmesz, Martin	Karikaturen, Satyrspiele	32/2009	39
Lichtmesz, Martin	Mann sein lernen	36/2010	40–41
Lichtmesz, Martin	Wer meint was mit Schwarz-Rot-Gold?	37/2010	38–39
Lichtmesz, Martin	Criticón, Staatsbriefe, Junge Freiheit	38/2010	34–35
Lisson, Frank	Warum Herta Müller?	33/2009	34
Ludwig, Johann	Nicht alle sind Elite	35/2010	34
Mann, Wiggo	Bündnisträumereien	30/2009	37
Mann, Wiggo	Weisskirchen – unser Bester	31/2009	38
Mann, Wiggo	Der »Fall Island«	37/2010	42
Menzel, Felix	Frei.Wild – Zwischen Popkultur und Zerstreuung	35/2010	28–29
Menzel, Felix	Der Schweiz beitreten – die Schweiz zerschlagen	37/2010	36–37
Müller, Baal	Backelohren und Bekenner,	30/2009	32
Müller, Baal	George-Metastasen	33/2009	36
Oblinger, Georg Alois	Zum 100. von Erik von Kuehnelt-Leddihn	30/2009	39
Olles, Werner	Vor dem Bürgerkrieg	32/2009	32–33
Prominente schreiben für die Sezession	31/2009	34–35
Przybyszewski, Adolph	Vielfalt statt Einfalt? Normalismus in der BRD	30/2009	33
Przybyszewski, Adolph	Nase im Wind. 80 Jahre Enzensberger	32/2009	38
Roenne, Konrad	Zur Problematik des Tierrechts	28/2009	28–29
Scheil, Stefan	Geschichtspolitik im AA	39/2010	36–37
Schüller, Johannes	Kracht lesen – Ästhetischer Fundamentalismus	35/2010	32–33
Voelkel, Martin	Fleischhauer als Trendsetter	31/2009	36
Voelkel, Martin	Faschisten nach Feierabend	34/2010	47
Vollradt, Christian	Ulfkotte gegen rechts	28/2009	32–33
Weißmann, Karlheinz	Von der Natur des Schönen	28/2009	30–31
Weißmann, Karlheinz	»Linksfaschismus«	29/2009	26–27
Weißmann, Karlheinz	Der konservative Katechismus	29/2009	34–36
Weißmann, Karlheinz	Elitendebatte	30/2009	30–31
Weißmann, Karlheinz	Rathenau und Schwaner	31/2009	32–33
Weißmann, Karlheinz	Marion Gräfin Dönhoff – 100 Jahre	33/2009	37
Weißmann, Karlheinz	Amazonen	36/2010	42
Weißmann, Karlheinz	Die »Nazi-FDP«	39/2010	38–39

Im Gespräch mit

de Benoist, Alain	1979 – Der Sommer der Nouvelle Droite	31/2009	8–12
Hinz, Thorsten	Literatur aus der Schuldkolonie Deutschland	37/2010	8–10
Hasselhorn, Marcus	Vererbung und Intelligenz	Sarrazin	30–31
Kubitschek, Götz	»Ich will eine Spur ziehen!«	Gespräch	1–4
Lehnert, Erik	»Selbstbestimmt«	Gespräch	5–8
Lichtmesz, Martin	»Wie frei ist man?«	Gespräch	9–12
Ramb, Bernd-Thomas	Über die nächste deutsche Revolution	37/2010	34–35
Ulfkotte, Udo	Geistige Landesverteidigung	35/2010	26–27
Venner, Dominique	Kein zweiter Faschismus	34/2010	44–46
Weißmann, Karlheinz	»Fragen grundsätzlich angehen«	Gespräch	13–16

einmal, wer nicht bereit sei, seinem Kind eine Stunde am Tag vorzulesen, verdiene es nicht, ein Kind zu haben. Ein hehrer Anspruch! Wer als Kleinkind die feste, wohl meist abendliche, konzentrierte Vorlese- oder Bilderbuchzeit schätzen gelernt hat, wird auch im späteren Schulalter ein dankbarer Zuhörer und Selbstleser sein.

Womit aber wecken wir die Leselust? Nein, es ist nicht gleichgültig, was und Hauptsache, daß gelesen wird! Diese Debatte ist alt. Bereits der große Bildungsoffensivler Melanchthon verdamnte das maßlose Lesen: »Aus den besten Autoren wähle das Beste, sowohl was die Kenntnis der Natur als auch die Bildung der Persönlichkeit betrifft.« Noch zu Beginn der Aufklärung diskutierten Gelehrte ernsthaft, ob wahllose Lektüre Kinder und Frauen nicht in unzuträglicher Weise gefährde und zum Wahnsinn führen könne. Daß Alleinlesen die Einbildungskraft des Kindes unserer Kontrolle entzöge und die »Aufsässigkeit« fördere, erscheint uns heute als Argument fremd. Dennoch gilt, was Miriam Pressler (FAZ vom 11. Oktober 2010) anlässlich der Verleihung des Kinder- und Jugendliteraturpreises sagte, als sie vor den Inhalten und Ausdrucksformen der Groschenhefte warnte, die sich immer stärker in Büchern fänden: »Mit jedem trivialen Buch, das gelesen wird, wird ein literarisches nicht gelesen.«

Apropos Pressler: In meiner Jugend habe ich von ihr verfaßte oder übersetzte Bücher körbeweise gelesen, was auch daran gelegen haben mag, daß in der Stadtbücherei ein Überangebot an Problem- und NS-Bewältigungsliteratur herrschte. Meine Kinder mögen solche Bücher nicht besonders. Geschmack ist dabei keine reine Erziehungssache, sondern auch temperamentabhängig. Die *Pettersson & Findus*-Geschichten etwa ließen sich alle Kinder gern vorlesen, mir hingegen war der Alte zu trottelig und die Katze zu keck. Unterschiedlich ist auch die altersmäßige Ansprechbarkeit, die nicht allein auf intellektueller Reife gründet, weshalb viele Verlage auf Altersempfehlungen verzichten. Ich hatte eine Siebenjährige, die den *Räuber Hotzenplotz* nicht aushielt und sich mit zehn vor Wolkows *Zauberer der Smaragdenstadt* so gruselte, daß sie nicht weiter mitlesen wollte. Bei mehreren Kindern in unterschiedlichen Altersstufen birgt die Wahl einer altersgerechten Lektüre ohnehin ein gewisses Problem – man wird kaum drei oder mehreren Kindern eine je separate Lesehalbstunde bieten können.

Bei uns läuft das Vorlesen normalerweise so: Im Alter bis etwa vier wird dem je jüngsten eine exklusive Abendlektüre gewidmet, ein schönes, reich illustriertes Buch oder zwei, drei Pixi-Bücher, von denen sich mittlerweile im Haushalt rund 150 angesammelt haben. Auch hier darf man Spreu von Weizen scheiden: Pixis wie die Öko-Geschichte *Viktor baut eine Brücke* oder das sozialkritische *Die kleine Watschelente* sind im Haushalt gewiß hundertmal vorgelesen worden, andere wie *Anna und der Weihnachtsbaum* mit einem Vollidioten als Vater wanderten durchaus in den Ofen. Ab dem mittleren Kin-

dergartenalter – wenn sie ruhig dabeisitzen mögen – halten die Kleineren bei der Lektüre für die Großen mit. Da macht es nicht viel, wenn das Vorgelesene im Kern mal nicht nachvollzogen wird. Manches Buch kommt einem Kind somit im Laufe der Jahre durchaus dreimal zu Ohren: Wer James Krüss' *Timm Thaler* einmal mit sechs, dann mit acht und schließlich mit elf Jahren hört, wird sich stets neue Bedeutungsschichten erschließen – ohne sich je zu langweilen. Damit auch die Älteren zu ihrem Recht kommen, wird gelegentlich zu »Großen«-Lektüre gegriffen, Gertrud le Forts *Das Gericht des Meeres* oder Storms *Schimmelreiter* nehmen dann durch erklärende Zwischenschübe etwas mehr Abende in Anspruch, und die Jüngeren dürfen dabei ein Bild malen.

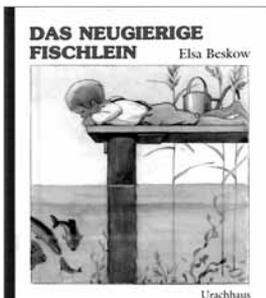


Man achte auf die Ausstattung der Bücher! Auch für Kinder, die aus dem frühen Bilderbuchalter längst heraus sind, spielen Illustrationen eine große Rolle. Nicht weniger als ein Abgrund liegt zwischen einer gestutzten, ästhetisch fragwürdigen Walt-Disney-Ausgabe von Rudyard Kiplings *Dschungelbuch* und einer angemessenen Edition des gleichen Werks. Bei Werken, die über mehrere Jahrzehnte in immer neuen Auflagen erscheinen, knickt die Titelgestaltung gern vor dem jeweiligen Zeitgeist ein. Die Abbildung hält unweigerlich Einzug in die Imagination des Lesers oder Zuhörers. Es ist nicht ganz unbedeutsam, ob er sich Martha Schlinkerts Wildfang *Bummi* (1957 ff.) bezopft in Lederhosen oder mit einer dauerwellenähnlichen Frisur und Jeans vorstellt.

Natürlich sind folgende Literaturempfehlungen eine sehr eingeschränkte, strikt subjektive Auswahl. »Grottenkomische« Geschichten etwa oder groteske Illustrationen haben auch unter geschmackssicheren Kindern und Kritikern Freunde und mögen künstlerische Qualitäten für sich beanspruchen. Hier fehlen sie; ebenso wie weithin bekannte Klassiker von Weltrang. Natürlich gehören gerade sie in jeden familiären Bücherschrank, und zwar in die erste Reihe: Alles (vor)lesen kann man von Otfried Preußler, Astrid Lindgren, Elsa Beskow, Michael Ende, Erich Kästner – diese fünf füllen leicht andert-halb Regalmeter.

Auch die Mädchenbuchreihen *Trotzkopf* von Emmy Rhoden (ab 1885) und *Else Urys Nest-*

häkchen (1913–25) halte ich trotz ihres entlegenen Zeitkolorits für lesenswerte Lektüre, gleiches gilt für die älteren *Die drei Fragezeichen* und Oliver Hassencamps Jungenbuchreihe um das Internat auf *Burg Schreckenstein*. Andere ebenso leicht »wegzulesende« Folgen wie die alten *Pucki*-Bände, *TKKG* und erst recht die aktuellen *Freche Mädchen*, *freche Bücher*-Reihen sind hingegen von vernachlässigenswerter Qualität. Von Enid Blyton reiche man eher die psychologisch ausgefilterten *Dolly*-Bände statt *Hanni und Nanni*, die *Fünf Freunde* lieber als die variantenarme Reihe *Geheimnis um ...* – und natürlich keinesfalls die genderkonformen Neuauflagen!



Daniel Defoes *Robinson Crusoe*, Frances Burnetts *Der kleine Lord*, Johanna Spyris *Heidi*, Selma Lagerlöfs *Nils Holgerson* und Robert Stevensons *Die Schatzinsel* stammen schon aus dem Kanon der Weltliteratur, nicht zu vergessen Waldemar Bonsels *Die Biene Maja* (bei DVA ist 2007 eine ästhetisch ansprechende Ausgabe erschienen ist, die nicht vergessen läßt, daß Maja schon seit 100 Jahren fliegt!). Von J.R.R. Tolkien wähle man *Der kleine Hobbit*, von Henry Winterfeld die *Caius-Romane*, und zum Grundbestand gehören natürlich auch die Märchen von Wilhelm Hauff, H. C. Andersen und den Brüdern Grimm.

Einige Bücher, die ich im Folgenden zum Kanon der Kinderbuchklassiker rechnen möchte, sind regulär nicht mehr lieferbar. Ich habe nur solche aufgenommen, die ich auf Anrieb im Gebrauchtmarkt fand. Auf Altersangaben habe ich verzichtet und nenne sie nur ungefähr dem Altershorizont nach, beginnend mit zwei Jahren, endend mit dem frühen Jugendalter um 12 ,13 Jahren:

Eva-Maria Ott-Heidmann: *Frühling; Sommer; Herbst; Winter*, Urachhaus 2009.

Die vier quadratischen, äußerst stabilen Pappbilderbücher (Einzelausgaben) kommen ohne Worte aus. »Dramatische« Szenen wie bei Ali Mitgutsch fehlen hier, Ott-Heidmanns ruhige, warme Illustrationen bestechen und lassen viel Raum: einfach zum Beschreiben oder fürs erzählerische Ausmalen jahreszeitliche Ereignisse: Wie die Laternen beim St.-Martinszug leuchten! Was singen die Kinder wohl? Kahl und klirrend stehen die Bäume im Winter, und leuchten die Blumen auf der Sommerwiese nicht direkt? Welche ist die schönste? Das ist Poesie in Bildern, und noch beim x-ten »Vorlesen« eröffnen sich neue Facetten.

Eva Strittmatter: *Brüderchen Vierbein*, Kinderbuchverlag Berlin, 2009.

Ein gereimter DDR-Kinderbuchklassiker von 1958 aus der Feder von Erwin Strittmatters Frau, gewohnt hübsch illustriert von Ingeborg Meyer-Rey: Wenn man sich von ganzem Herzen etwas wünscht, kann es in Erfüllung gehen. Das kleine Mädchen hier wünscht sich so sehr ein »Lebelein«, ein »Zweigebein« oder ein »Viergebein«, damit es tags, wenn die Mutter arbeitet, nicht so einsam ist. Das Mädchen bekommt, was es sich wünscht – und verliert es wieder. Bis ein Allerliebstes kommt, das nicht mehr geht: ein Bruderlein.

Ali Mitgutsch: *Rundherum in meiner Stadt*, Ravensburger, 2007.

Dieser Titel (Jugendliteraturpreis 1969) steht stellvertretend für alle »Wimmelbücher« von Mitgutsch, der gewissermaßen die »Wimmelbilder« eines Hieronymus Bosch oder Pieter Brueghel d.Ä. popularisierte. Als die *taz* dieses Jahr Alfons Mitgutsch zu dessen 75. Geburtstag würdigte, wurde kritisch angemerkt, daß Kinder durch das allzu wilde Gewimmel auf den Pappseiten »erschlagen« werden könnten – was mit Sicherheit nur für die aller kleinsten, noch sprachlosen Betrachter zutrifft. In jedem Zeichentrickfilm geht es hektischer zu, bei Mitgutschs Wimmelbüchern hingegen können Kindergartenkinder durchaus eine Viertelstunde auf einer der mit unnachahmlichem Pinsel illustrierten Doppelseite verweilen. Was gibt es da alles zu entdecken an Ereignissen und Interaktionen! Die Keckheit, mit der hier ein frecher Kerl dem Meckerfritzen ungesehen die Zunge herausstreckt, wie eine Kinderbande den dicken Spaziergänger neckt, ist um vieles lebenswürdig als die politisch hochkorrekten Darstellungen moderner Zeichner, die auf Mitgutschs Spuren wandeln, aber in ihren Szenen krampfhaft jede Hautfarbe, jede Behinderung und jede Form zwischenmenschlicher Liebe unterzubringen trachten.

Hans Limmer/ Lennart Osbeck: *Mein Esel Benjamin*, Sauerländer 2008.

Ob die Anti-Märchenwelle der siebziger Jahre und die damalige Mode der realistischen Bilderbücher mit Schwarzweiß-Photographien in einem Atemzug zu nennen sind? Dieses hier – die Geschichte der kleinen Susi, die mit ihrer Familie auf eine Insel im Mittelmeer ausgewandert ist und dort Abenteuer mit einem herrenlosen Eselfohlen erlebt – hat die Mode überdauert und erscheint seit 1968 in immer neuen Auflagen. »Früher haben wir in einer großen Stadt gewohnt. Dort gab es nur Autos und Straßenbahnen und Hochhäuser. Aber keine Schmetterlinge und keine bunten Steine und keine Schlangen und keine Fischerboote. Und keine Esel.«

Leo Lionni: *Frederick*, Beltz, 2010.

Die Geschichte ähnelt der vielleicht noch bekannteren Fabel von Grille und Maulwurf: Alle Mäuse helfen bei der Ernte – der Plünderung der

Kornscheune – nur Frederick nicht. Der sammelt Bilder und Sonnenstrahlen. Ein Schwätzer!, denken seine fleißigen Artgenossen und sind ihm böse. Eigentlich zu recht! Doch als es kalt und karg wird, wärmt Frederick sie mit Gedichten. Ein Lob auf den kunstsinnigen Nichtsnutz!

Elizabeth Shaw: *Der kleine Angsthase*, Beltz, 2010

Das erstmals 1963 erschienene Buch der gebürtigen Irin Shaw (gestorben 1992) kannte jeder in der DDR. Den kleinen Angsthasen erkennt man an seinen zittrigen Barthaaren. Weil ihn seine Oma warnt, daß überall Gefahren lauern, meidet er die »großen Jungs« (»Sie könnten dir wehtun!«) und spielt lieber mit dem Babyhasen Ulli. Bis es wirklich gefährlich wird: Der Fuchs bricht ins Hasendorf, und alle flüchten in ihre Häuser. Bis auf den Angsthasen – er kann Ulli ja nicht alleinlassen! In einer tollkühnen Aktion besiegt und verjagt der Angsthase den Fuchs – und ist kein Angsthase mehr! Eine Geschichte über Mut und, ja, Zivilcourage!

Oscar Wilde/Lisbeth Zwerger: *Der selbstsüchtige Riese*, Neugebauer Verlag 1994.

Sämtliche von der vielfach preisgekrönten österreichische Kinderbuchillustratorin gezeichneten Bücher sind hervorragend, im selben Verlag sind auch *Schwanensee* und E.T.A. Hoffmanns *Nußknacker und Mausekönig* erschienen. In Oscar Wildes Märchen spielen die Kinder so gern in dem verwilderten Garten – bis der Eigentümer, ein »Riese«, nach Jahren zurückkehrt und die Kinder vertreibt. Nun steht der Garten kahl, nichts will mehr blühen und gedeihen. Der Moment seiner Läuterung ist gleichzeitig die letzte Stunde des Riesen.

Pirkko Vainio: *Die Schneegans*, Nord-Süd Verlag, 1995.

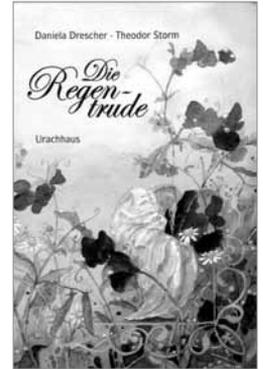
Anna baut aus Schnee eine Gans und träumt, sie flöge mit ihr übers Land. Am nächsten Tag ist der Schnee getaut, doch was trägt da der Großvater schwer heran? Eine verletzte Gans! »Wir müssen sie pflegen«, sagt er. Anna kümmert sich. Doch die Gans stirbt. Sie hat aber ein Ei gelegt, auch das wird von Anna versorgt, bis ein Küken schlüpft. Es wird ihr zahmer Spielkamerad – bis es flügge wird. Ein Buch von Werden und Vergehen, voller Hoffnung und Trost, mit Aquarellfarben illustriert. Nur noch gebraucht erhältlich.

Georg Dreißig/ Christine Lesch: *Der Schuppenprinz*, Urachhaus 1989.

Endlich hält das Königspaar doch noch ein Kind in den Armen! Doch wie seltsam schuppig ist seine Haut? Es kann ja gar nicht wachsen in diesem Panzer! Nein, mit einem solchen Wesen ist schwer repräsentieren! Und so wird der Prinz, umgeben von luxuriösen Spielsachen und feinsten Ausstattung vor der Öffentlichkeit ferngehalten. Die sorgende Liebe eines armen Mädchens wird endlich Hilfe schaffen. Das warm illustrierte Buch ist nur noch antiquarisch erhältlich.

Alfred Wellm: *Der kleine Wruk*, von Kloeden 1989.

Der kleine Wruk liest so gerne Abenteuer Geschichten, wie gern würde er selbst welche erleben! Aber wie öde ist die Landschaft rings um sein Haus. Die Probleme der Tiere da draußen, die ihn immer wieder um Hilfe angehen, erscheinen ihm lächerlich. Ein schön gemaltes DDR-Kinderbuch über die Gefahr der Anmaßung, über Denken und Handeln, und wie beides zusammengeführt wird.



Daniela Drescher/Theodor Storm: *Die Regenrude*, Urachhaus, 2009.

Das allerschönste Buch aus der (Zeichen-) Feder der Illustratorin Daniela Drescher. 1863 erzählte Theodor Storm, wie Andrees und Maren, dieses ungleiche Liebespaar, die Regenrude wecken und damit die Ernte retten.

Jo Pestum: *Das kleine Mädchen und das große Pferd*, Verlag Friedrich Oetinger, 2001.

Nein, das ist kein klassisches Pferdebuch. »Das kleine Mädchen liebte das große Pferd sehr. Das Pferd war grau und stark und schwer. Es war aber auch schon ziemlich alt.« Der Vater will einen Trecker kaufen, und der dünne Alfons weiß: »Wenn man einen Trecker hat, braucht man kein Pferd mehr. Das wird geschlachtet. Daraus macht man Wurst.« Nachts verlassen Mädchen und Pferd den Hof, hinein in den Wald. Es ist schrecklich kalt und unheimlich. Dann beginnt es zu schneien, und das Mädchen ist bald »nur müde, müde, müde.« In letzter Sekunde, halb ohnmächtig, wird es von den Eltern gefunden. Und natürlich war nie die Rede davon, das große Pferd zu verkaufen. – Derzeit nur gebraucht erhältlich.

Kate Di Camillo: *Die wundersame Reise von Edward Tulane*, Cecilie Dressler Verlag 2006.

Edward ist eine eitle Hasenpuppe aus Porzellan, seine Besitzerin ein verwöhntes Mädchen. Auf einer Kreuzfahrt geht Edward über Bord und wechselt, immer unansehnlicher werdend, in den kommenden Jahren vielfach Besitzer, Namen und Geschlecht, wohnt bei einem schrulligen alten Ehepaar, einem Landstreicher und gemeinsam mit einem todkranken Mädchen und dessen jähzornigem Vater in einer Hütte. Am Ende ist der vornehme Dandy-Hase von einem Antiquitätensammler beinahe wiederhergestellt – »innerlich« ist er aber geläutert, als er

letztmalig (und wundersam) von einem kleinen Mädchen in Besitz genommen wird. Die Geschichte der preisgekrönten US-Amerikanerin Kate DiCamillo stieß keinesfalls auf einhelliges Wohlgefallen bei ihren Rezensenten. Uns gefiel dieser (Herzens-)Bildungsroman für Kinder – zusammen mit den Sepia-Zeichnungen von Bagram Ibatouline – ganz hervorragend.

Eva Ibbotson: *Annika und der Stern von Kazan*, Cecilie Dressler Verlag 2006.

Ibbotson, die 1933 nach England emigrierte, ist diesen Oktober hochbetagt gestorben. *Annika* ist ihr vielleicht schönstes Buch. Annika ist ein Findelkind. Sie wird von zwei älteren Hausmädchen in Diensten dreier bürgerlicher Geschwister großgezogen. Unversehens, aber doch so lange schon erhofft, steht eines Tages Annikas wahre Mutter vor der Tür in Wien: Edeltraut von Tannenberg, vornehm, elegant. Voller Liebe und Dankbarkeit zieht Annika mit der »Frau ihrer Träume« auf deren Landsitz und stößt auf zahlreiche Geheimnisse. Einer so hervorragend ausgemalten Abenteuergeschichte – man ertappt sich beim Weiterlesen, wenn die Kinder schon im Bett sind – sieht man die antipreußische Stoßrichtung (die Geschichte spielt vor hundert Jahren) gern nach.

Roald Dahl: *Matilda*, rororo 2001.

Über einige Bücher Uneinigkeit im Hause: *Pippi Langstrumpf*, *Das Sams* und eben auch Roald Dahls Geschichten werden von einem Elternteil nicht gern gelesen und als pädagogisch nicht förderlich betrachtet. *Matilda* (es gilt das Buch zu lesen und von dessen Verfilmung abzu- sehen!) ist ein Bildungsroman mit phantastischen und grotesken Anteilen über ein Mädchen aus bildungsfeindlicher Familie, das gleichwohl bereits mit vier Jahren Bücher verschlingt und später von ihrer Schulleiterin (die ausgerechnet, typisch Dahl, Frau Knüppelkuh heißt) malträtiiert wird. Einzelne Erwachsene gewinnen ihr Vertrauen und helfen ihr aus ihrem familiären Ghetto.

Marie Hamsun: *Die Langerudkinder*, Fischer 2008.

Daß Marie Hamsuns 1950 geschriebenes Buch in immer neuen Auflagen erscheint, ist schon ein kleines Wunder, zumal die Frau des Nobelpreisträgers Knut Hamsun noch stärker mit dem Nationalsozialismus verbunden war als ihr Mann. Der Doppelband (*Die Langerudkinder im Sommer/im Winter*) ist hingegen ideologisch unverdächtig und bewegt sich in der bekannten Tradition skandinavischer Kinderbücher. Die vier Kinder vom Hof Langerud führen ein ländliches Abenteuerleben, hüten Kühe, suchen den Kuckuck, haben lange Schulwege – und selbst höchst unterschiedliche Charaktere, die Marie Hamsun fein und differenziert (wie ihr Mann ohne Hang zum Holzschnittartigen) zeichnet.

Jo Pestum: *Die Waldläufer*, Fischer TB 2004.

1947: Drei Kölner Jungs aus unterschiedlichen Elternhäusern – ein Katholik, ein Arbei-

tersohn und Ich-Erzähler Gereon – werden nach Schwaben geschickt, um ordentlich zu essen und die Zerstörungen des Kriegs zu vergessen. Angekommen, merken sie rasch, daß sie nur als billige Erntehelfer eingesetzt werden sollen. Sie hauen ab – und eine abenteuerliche Reise durch Nachkriegsdeutschland beginnt.

Frances H. Burnett/ Inga Moore: *Der Geheime Garten*, zuletzt Urachhaus 2009.

Burnett (*Der kleine Lord*) schrieb dieses herrliche, weltweite (hier von Inga Moore atmosphärisch dicht illustrierte) Buch vor hundert Jahren. Das Waisenkind Mary wächst, materiell wohlversorgt, aber sich selbst überlassen, auf einem englischen Gut auf und entdeckt dort einen geheimgehaltenen Garten sowie einen angeblich todkranken Cousin.

»Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott« könnte als Parole über diesem Prachtband stehen.

Franz Fühmann: *Shakespeare-Märchen*, Kinderbuchverlag 2009.

Ein mustergültiges Beispiel für den Schatz an klassischen Nacherzählungen aus der Feder dieses tragisch schillernden DDR-Dichters (Autorenportrait *Sezession* 30/2009).

Lisa Tetzner: *Die Kinder aus Nr. 67, Band 1: Erwin und Paul / Das Mädchen aus dem Vorderhaus*, Sauerländer 2004.

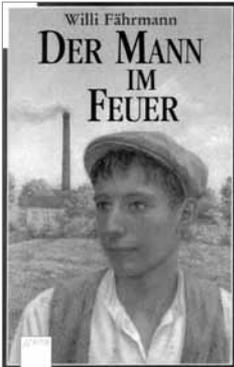
Tetzner, die nach dem ersten Weltkrieg jugendbewegt durch Dörfer und Städte gezogen war und von ihren Erfahrungen als Erneuerin einer mündlichen Märchentradition berichtet hatte, verfaßte ihre mehrbändige Serie über die Erlebnisse einer Gruppe Kinder (in den 30er/40er Jahren) aus einem Berliner Mietshaus teils im Exil. Ähnlich wie mit Tetzners lebensnahen Schilderungen der Kriegs- und Vorkriegsjahre verhält es sich mit anderen lesenswerten Autoren (Klaus Kordon ist ein Beispiel): Die Ereignisse werden durch eine sozialkritische, »linke« Brille dargestellt. Diese Sicht wird leider nicht gespiegelt durch Bücher aus »rechter« Sicht. Karl Aloys Schenzingers gegen die allgemeine Auffassung doch sehr differenzierte *Hitlerjunge Quex* etwa ist nicht mehr vermittelbar.

Tetzner war die Frau von Kurt Held (*Die Rote Zora*) und übersetzte später auch C.S. Lewis (*Die Chroniken von Narnia*) ins Deutsche.

Willy Fährmann: *Der Mann im Feuer*, Arena 2005.

Fährmanns Bücher verdienen wohl ein halbes Regalbrett. Der 91jährige Katholik aus Xanten (gebürtig in Ostpreußen, siehe *Sezession* 33) hat neben zahlreichen Büchern für Grundschulkinder und schönen Aufbereitungen alter Sagenstoffe (*Wieland*, *Gudrun*, *Elsa und der Schwannritter* etc.) auch mehrbändige Familiensagas verfaßt, darunter die Geschichte des Christian Fink. Der Junge zieht 1932 mit einer Gruppe lippischer Ziegler ins Ruhrgebiet. Damit verläßt er die Enge seines Dorfes, in dem er stets Außenseiter war. Ein psychologisch ausgefilterter

Entwicklungsroman um Schuld und Sühne, um Konfessionsstreitigkeiten und die Kraft der Vergebung. Der Anschlußband *Zeit zu hassen, Zeit zu lieben*, schildert Christians Schicksal unter dem Hakenkreuz. Was ist Heimat, wie können wir sie lieben? Empfehlenswert ist auch die Geschichte der Familie Bienmann, die in drei Bänden und durch drei Generationen erzählt wird. Am bekanntesten dürfte daraus *Der lange Weg des Lukas B.* sein (Jugendliteraturpreis 1981).



Linde von Keyserlingk: *Sie nannten sie Wolfskinder*, Herder 2008.

Zum Kriegsende haben zwei Jungen auf der Flucht vor der Roten Armee ihre Eltern verloren. Sie treffen auf Zwillingmädchen, mit denen sie sich fortan durchschlagen. Von Keyserlingk, die als Therapeutin mit zahlreichen mittlerweile erwachsenen Wolfskindern gearbeitet hat, schildert das Schicksal dieser Kriegswaisen unsentimental und einfühlsam zugleich.

Hans-Peter Richter: *Damals war es Friedrich*, dtv 2008.

Der Arena-Verlag beklagte Mitte der fünfziger Jahre die wachsende Zahl der NS-Rückblicke im Kinderbuch. »Nicht wenige dieser Bücher wagen es, jene Zeit positiv darzustellen und damit derselben Lüge zu dienen, aus welcher die nationalsozialistischen Verbrecher leben. Demgegenüber finden sich nur sehr wenige Schriften, in denen das Leben, Kämpfen und Sterben derer dem Gedächtnis bewahrt werden, die gegen das nationalsozialistische Unrecht standen.« (Reiner Wild [Hrsg.]: *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*, Metzler 2008.) Gute fünfzig Jahre später könnte man mit Bibliographien zu genau jener Thematik lange Listen füllen, die bis heute nicht abreißen. Viele Leihbüchereien weisen auf den Buchrücken neben Rubriken wie »Krimi«, »Pferde« und »Freundschaft« auch eine umfängliche Kategorie »NS/Holocaust« aus. Hans-Peter Richters Klassiker dient bis heute als Schullektüre; er hebt sich positiv ab von anderen Bewältigungslektüren. Für seine facettenreiche Darstellung des Schicksals des deutsch-jüdischen Jungen Friedrich (der am Ende bei einem Bombenangriff der Alliierten stirbt) wurde Richter von seiten der Linken heftig kritisiert. Man warf ihm vor, statt der Vernichtungspolitik eine vom Volk getragene Solidarität mit den Verfolgten in den Mittelpunkt seiner Geschichte gestellt zu haben.

Karla Schneider: *Die Geschwister Apraksin. Das Abenteuer einer unfreiwilligen Reise*, Hanser 2006.

Oktoberrevolution 1917: Die Bolschewiken ergreifen die Macht in Rußland. Mitten drin fünf elternlose Geschwister. Ihr Zuhause soll beschlagnahmt, die »Kaufmannsbrut« getrennt werden. Die fünf Apraksin-Kinder fliehen. Wochenlang trägt sie die Eisenbahn immer weiter von ihrer Heimat fort. Wohin sie auch schauen: Unruhen, Plünderungen. Eiskalte Nächte verbringen sie eingepfercht mit vielen anderen Flüchtlingen auf dem Schwarzen Meer, um auf der Krim zu landen. Auch hier ist ihre Reise längst nicht zu Ende, noch oft müssen die Geschwister dem Schicksal trotzen, das ihren Zusammenhalt auf eine harte Probe stellt. Eines haben sie gelernt: Gleichgültigkeit ist der schlimmste Feind der Seele. Kritiker haben das Buch der Dresdner Schriftstellerin mit Dostojewski verglichen.

Günther Bentele: *Wolfsjahre*, Carlsen 2007.

Eines der besten Bücher des württembergischen Lehrers und Autors. Behütet wächst der 14jährige Friedrich in einer Frankfurter Kaufmannsfamilie auf, als die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges in sein Leben brechen. Packend und literarisch hervorragend erzählt.

Nina Blazon: *Katharina*, Ravensburger 2007.

Blazon ist derzeit eine der meistgelesenen Jugendbuchautorinnen. Bevor sie ins populäre Fantasy-Genre wechselte, schrieb sie eine Reihe historischer Romane. Die Lebensgeschichte der Zarin Katharina, vom Ehemann gehaßt, von der Schwiegermutter tyrannisiert, wird hier aus dem Blickwinkel zweier Hofangestellter geschildert.

Es mag von der Lebensumwelt eines Heranwachsenden abhängen – und von den Ansprüchen, die er an sein Leben stellt –, ob identifikatorisches Lesen anhand zeitgeistgemäßer Charaktere gelingt (Liebeskummerngeschichten, Problembücher) oder eher anhand von Biographien und historischen Romanen. Unsere älteren Kinder habe ich, um keine Einseitigkeit zu befördern, eine zeitlang mit zeitgenössisch verhafter, nach Buchkritiken oder Jugendliteraturpreisen ausgewählter, *peer group*-orientierter Literatur versorgt, Sachen wie *Tote Mädchen lügen nicht* von Jay Asher oder Janne Tellers *Nichts* etwa. Sie mögen's nicht. Eine Ausnahme bildete

Martina Wildner: *Michelles Fehler*, Bloomsbury 2008.

Michelle findet sich zu klein, ihren Namen dämlich, die zur Schau getragene Coolness ihrer Mitschüler nervt sie ebenso wie die Freundin ihres Vaters und die Tatsache, daß ihre Mutter kaum Zeit findet für sie. Mag sein, denkt Michelle, daß das ganze Schlamassel an ihr selbst liegt – was hilft es einem schon, hochbegabt zu sein, wenn man an einem einzigen Tag exakt 85 Dinge falsch macht, die vom Fehlerberechnungsamt akribisch notiert werden? Eine mit praller Ironie erzählte hintergründige Geschichte.

Neues zu Ernst Jünger

von Erik Lehnert

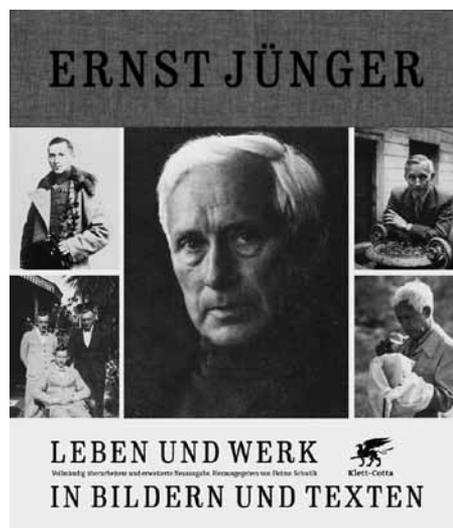
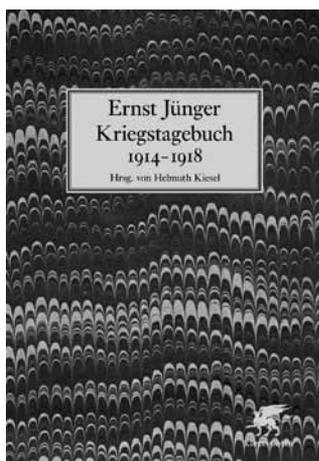
Von allen Autoren der Konservativen Revolution hat Ernst Jünger wohl die steilste Karriere gemacht. Bis in die späten achtziger Jahre galt er als Wegbereiter des Nationalsozialismus und ewiggestriger Konservativer, heute erfreut er sich allgemeiner Wertschätzung. Diesen Status hat Jünger nicht zuletzt einigen Autoren zu verdanken, die Jünger immer für einen herausragenden Schriftsteller hielten und diese Auffassung unermüdlich verbreiteten. Dazu gehört auch Heimo Schwilk, der vor drei Jahren seine Jünger-Biographie vorlegen konnte. Bereits 1988 hatte Schwilk einen opulenten Band über Jüngers *Leben und Werk in Bildern und Texten* zusammengestellt, der jetzt in einer überarbeiteten und erweiterten Neuausgabe (Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 336 S., geb., 49,95 €) erschienen ist.

Der Band darf nun als vollständig gelten, die Ereignisse seit 1988 sind dokumentiert: Bis zu seinem Tod 1998 hatte Ernst Jünger nicht nur weitere Tagebücher (*Siebzig verweht III–V*), sondern auch den wichtigen Band *Die Schere* publiziert. Er unternahm noch einige Reisen und fügte der großen Sammlung an Auszeichnungen weitere hinzu. Doch nicht nur das: Jünger konnte seinen 100. Geburtstag feiern. Die Berichterstattung in allen Medien und ranghoher Besuch führten dazu, daß Jünger eine Art Kanonisierung widerfuhr. Daß Jüngers Meisterschaft auch in den neunziger Jahren noch nicht unumstritten war, zeigt die Debatte in der Zeitschrift *Sinn und Form*, die Tagebuchauszüge von Jünger veröffentlichte und sich daraufhin von Walter Jens, der daran einen Rechtsruck in der Bundesrepublik festmachen wollte, an den Pranger gestellt sah. Das hinderte Frankreich nicht daran, Jünger 2008 in die »Bibliothèque de la Pléiade« aufzunehmen und damit sein Werk neben das von Brecht, Kafka und Rilke zu stellen – neben dem Nobelpreis die größte Ehre, die einem Schriftsteller widerfahren kann.

Neben der Vollständigkeit bietet die Neuausgabe viele neue Briefzitate und Bilder. Allerdings hat die Qualität bei einigen Bildern stark

gelitten, und insgesamt ist der Band, dessen alte Struktur beibehalten wurde, nicht so gelungen wie der Bildband über Gottfried Benn, der vor drei Jahren im selben Verlag erschien.

Was Schwilk für das Leben Jüngers getan hat, versucht die Literaturwissenschaft für das Werk: Bilanz ziehen. Nannte sich die internationale Konferenz, die im Juni 2009 in Breslau stattfand »Versuch einer Bilanz«, präsentieren die Herausgeber um Wojciech Kunicki die gesammelten Beiträge jetzt selbstbewußt unter dem Titel *Ernst Jünger – Eine Bilanz* (Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010. 536 S., geb., 99 €). Der »Versuch« scheint also gelungen zu sein, und die Befürchtung, Jünger sei nicht mehr aktuell, hat sich wohl nicht bestätigt. Kunicki, ein polnischer Germanist, der seit vielen Jahren als Jünger-Übersetzer und Forscher tätig ist, stellt im Vorwort die Frage, was aus den erbittert geführten Debatten um Jünger geworden sei. Davon ist, wenn man den Band als Maßstab nimmt, nicht viel geblieben. Das Spektrum der 39 Beiträge reicht von Untersuchungen zu einzelnen Büchern, Begriffen und Themen Jüngers bis hin zu Überblicksdarstellungen zu verschiedenen Aspekten seines Werkes. Dabei variiert auch die Herangehensweise stark, vom Kurzsessay bis zum umfangreichen Aufsatz ist alles vertreten. Ein Mangel liegt in der Literaturwissenschaft selbst, die zwar viel ausdeutet, aber selten mit neuen Fakten aufwarten kann. Hervorzuheben ist deshalb der materialreiche Beitrag von Hubert van den Berg »Lothar Schreyers Beiträge in *Die Unvergessenen*«. Dahinter verbirgt sich die interessante Lebensgeschichte des vielseitigen Künstlers, der nicht nur bei der avantgardistischen Zeitschrift *Sturm* schrieb, sondern auch lange Autor des *Deutschen Volkstums* war. Allerdings offenbart der Aufsatz eine weiterhin, trotz der allgemeinen Sympathie für Jünger, bestehende Schwäche des Wissenschaftsbetriebs: Anstatt Schreyer eben als eine Person in seiner Zeit zu sehen, wird ihm der Status Avantgarde unter Hinweis auf seine späteren Veröffentlichungen im Umfeld der KR abge-



sprochen, Schreyer damit zum Reaktionär etikettiert. Was den Band insgesamt wertvoll macht, sind weniger seine Wertungen als einige Beiträge zur Jünger-Rezeption etwa in Frankreich, Rußland, Polen und Rumänien. Wie eine Art Zusammenfassung liest sich schließlich der Beitrag von Helmut Kiesel, der die Tendenzen in der Auseinandersetzung mit Jünger zusammenfaßt und dabei die »Re-Integration« Jüngers in das Korpus der Moderne kurz beleuchtet. Um daran weiterzuarbeiten, fordert er ein Periodikum, in dem die weitere wissenschaftliche Auseinandersetzung stattfinden sollte.

Ein Periodikum hat es mittlerweile auf den vierten Band gebracht: die *Jünger-Studien*, die das jährliche Symposium des Freundeskreises der Gebrüder Jünger dokumentieren. Im neuesten Band, herausgegeben von Günter Figal und Georg Knapp, geht es um *Autorschaft Zeit* (Tübingen: Attempo 2010. 170 S., kt, 32 €). Hervorzuheben sind dabei die Aufsätze von Michael Klett, der aus der Sicht des Verlegers über Jüngers Autorschaft reflektiert, von Barbara von Wulffen über die Sichtung der Briefe ihres Vaters (Graf Podewils) sowie Steffen Dietzsch, der eine der seltenen gehaltvollen Auseinandersetzungen mit dem Werk von Friedrich Georg Jüngers beisteuert.

Neben der fehlenden Zeitschrift gibt Kiesel in dem erwähnten Aufsatz noch einige editorische Wünsche an, von denen er bereits einen selbst erfüllt hat: die Edition der unbearbeiteten Tagebücher Jüngers aus dem Ersten Weltkrieg. Mit dem *Kriegstagebuch 1914-1918* (Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 655 S., geb, 32,95 €) liegt ein lange vermisstes Desiderat vor, aus dem zwar in einigen wissenschaftlichen Arbeiten ausführlich zitiert wurde, das aber, außer den Forschern, noch niemand in Gänze lesen konnte. Das Medienecho auf diese Edition ist gespalten, sicher ist man sich indes, daß die Tagebücher von Helmut Kiesel hervorragend ediert sind. Uneinigkeit herrscht aber über die Bedeutung der Tagebücher. Selbst wenn sie nur, wie behauptet wurde, für die Editions-geschichte der *Stahlgewitter* von Interesse sein sollten, hieße das im-

merhin, daß sie das erfolgreichste nichttendenziöse Kriegsbuch betreffen. Aber die Bedeutung geht weit darüber hinaus. Die Tagebücher Jüngers dürften eines der wenigen authentischen Zeugnisse in diesem Umfang sein, das jemals ediert wurde. In seinem Nachwort »Ernst Jünger im Ersten Weltkrieg« vermag es Kiesel nicht, einen adäquaten Vergleich anzuführen. Was es gibt, ist entweder wesentlich kürzer oder bereits vom Verfasser aus einer Rohform, die nicht mehr vorliegt, in eine erste Reinschrift übertragen.

Jünger hatte, bevor er im Januar 1915 an die Westfront kam, auf den Rat seines Vaters hin, begonnen, seine Erlebnisse festzuhalten, wohl bereits im Hinblick auf eine spätere Verwertung. Am Ende des Krieges waren es fünfzehn Hefte, aus denen Jünger dann die *Stahlgewitter* komponierte. In diesen Heften geht es vor allem um die zahlreichen Kampfhandlungen, an denen Jünger beteiligt war. Dabei gibt es ausgearbeitete reflektierende Passagen und Augenblicksaufzeichnungen, die in einer Art Sekundenstil gehalten sind. Natürlich gibt es darunter Stellen, in denen sich der Held etwas übermäßig seiner Taten rühmt. Erstaunlich ist dennoch das literarische Niveau der Aufzeichnungen des jungen Soldaten und Offiziers. Man darf bei der Beurteilung Jüngers Alter (1895 geb.) nicht vergessen und auch nicht, daß Jünger den Krieg gegen jede Wahrscheinlichkeit überlebt hat, was er tatsächlich wie einen Auftrag begriff. Jünger war an zahllosen Stoß- und Spähtruppunternehmen beteiligt, die oft hohe Verluste verzeichneten. Nicht zuletzt deshalb war Jünger einer von 687 Offizieren, die im Ersten Weltkrieg die höchste Tapferkeitsauszeichnung, den Pour le Mérite, erhielten, einer unter nur elf Kompanieführern. Das allein macht seine Aufzeichnungen wertvoll. Vielleicht sorgt die Edition auch dafür, daß uns Deutschen dieser Krieg, der die Weichen der Geschichte so unheilvoll gestellt hat, wieder ins Bewußtsein rückt. Jünger ist, mit all seinem gegenwärtigen Ruhm, der richtige Mann dafür, und er hat mit Helmut Kiesel einen Editor und Biographen gefunden, der findig und nüchtern ist: Nur so bleiben uns Jüngers Sprache und Geist erhalten.

Geschichtspolitik im AA

von Stefan Scheil

Die Amtszeit der 1998 etablierten Regierung Fischer/Schröder hat auf dem Gebiet der Geschichtspolitik tiefe Spuren hinterlassen. Dazu gehört eine Ausrichtung auf die Allein- und Kollektivschuldthese für den Zweiten Weltkrieg, wobei das ganze Ausmaß dieser Fixierung erst jetzt langsam zum Vorschein kommt. In direktem Zusammenhang damit steht der jüngst vorgelegte Bericht einer Historikerkommission über das Auswärtige Amt in der NS-Ära, den Fischer noch als Minister in Auftrag gegeben hat und der in den Feuilletons der Republik als fundierte Anklageschrift gefeiert wird (Eckart Conze u.a. [Hrsg.]: *Das Amt und die Vergangenheit – Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik*, München: Blessing 2010, 880 S., 34,95 €). Bedauerlicherweise, denn er ist in bedeutenden Teilen eine Märchengeschichte. Dabei ist weniger wichtig, wenn hier zum x-ten Mal die Behauptung kolportiert wird, Hitler habe 1936 einen unwilligen Joachim von Ribbentrop als Botschafter nach London geschickt, weil Ribbentrop eigentlich lieber Staatssekretär werden wollte. Tatsächlich hatte Ribbentrop um den Londoner Posten gebeten, obwohl er nach Hitlers Willen Staatssekretär im Auswärtigen Amt hätte werden sollen. London und der Versuch, zu einem deutsch-englischen Bündnis zu kommen, schienen ihm wichtiger zu sein und waren es wohl auch. Natürlich erfährt man dann in *Das Amt* nichts von dem betrüblichen Abschlußbericht Ribbentrops als Botschafter, in dem er feststellte, statt eines Bündnisses sei ein englischer Angriffskrieg gegen Deutschland mittelfristig so gut wie sicher, wenn nicht überhaupt schon beschlossene Sache.

Um eben dies zu verhindern, ernannte Hitler ihn dann zum Außenminister, und Ribbentrop holte Ernst von Weizsäcker auf den Posten des Staatssekretärs ins AA, womit man dann zum nächsten Punkt der Gerüchteküche kommt. Es war nicht oder nicht nur Weizsäcker, der »für Großdeutschland und gegen den großen Krieg« war, denn dies stellte den Konsens in der Führung des Amtes und des Staates dar. Will man

seinen Aufzeichnungen glauben, dann überholte Staatssekretär Weizsäcker dabei seinen Minister Ribbentrop sogar gelegentlich rechts außen. Das gilt etwa für den Jahreswechsel 1938/39, als Weizsäcker notierte, Hitler und Ribbentrop die sofortige Reduzierung Polens auf einen Pufferstaat empfohlen zu haben. Dies geschah zu einem Zeitpunkt, als Kanzler und Minister den polnischen Staat als Bündnispartner auf Basis der bestehenden Grenzen umwarben.

Weil dies in *Das Amt* nicht erwähnt wird (wohl weil es jenseits des Horizonts der verantwortlichen Wissenschaftler liegt), kommt es im weiteren zu kaum faßbaren Fehlleistungen. So hat Hitler nicht, wie auf Seite 135 ohne jeden Belegversuch behauptet wird, eine Woche nach dem Einmarsch in Prag »von Polen die Rückgabe Danzigs und des Korridors« verlangt. Einmal davon abgesehen, daß jeder historisch Halbgeladete weiß, daß Danzig 1939 gar nicht zu Polen gehörte, hat Deutschlands Diktator damals im Gegenteil intern und extern bekräftigt, Polens gegenwärtige Grenzen anerkennen, also auf den Korridor ausdrücklich verzichten zu wollen. Dies war weiterhin die Basis, auf der er einen Ausgleich mit Polen suchte, auch wenn dies, wie Goebbels genau in diesen Tagen in sein Tagebuch schrieb, einen »Biß in den sauren Apfel« bedeutete.

Das Amt arbeitet sich in die Kriegszeit vor, auch hier Fehler über Fehler: Der Krieg sei von Deutschland »ohne Kriegserklärung« begonnen worden, erfährt man. Das wird vermutlich daran liegen, daß er rechtlich von den Westmächten mit einer Kriegserklärung begonnen wurde und zwar trotz des am 2. September 1939 in London von einem Vertreter des Auswärtigen Amtes im Auftrag von Ribbentrop und Hitler gemachten Angebots, die deutschen Streitkräfte aus Polen wieder zurückzuziehen. In diesem Zusammenhang ist das Kapitel über das »Sonderkommando Künsberg« interessant, mit dem das AA versuchte, belastende Akten der Gegenseite in die Hände zu bekommen. *Das Amt* macht daraus in zügigen Schritten den Auftrag, in ganz



Feblidentifikation seit je; Studentendemonstration, Frankfurt a.M. 1968

Europa silberne Löffel zu stehlen, oder wie es dort heißt, einen »Raub allergrößten Ausmaßes« durchzuführen. Die tatsächlichen Aktenfunde in Prag, Warschau, Norwegen und Frankreich werden mit keinem Wort erwähnt, so wenig wie die daraus resultierenden Publikationen des Auswärtigen Amtes, in denen nachgewiesen wurde, daß die Westmächte den Krieg nicht nur erklärt hatten, sondern ihn im Rahmen einer Strategie der Kriegsausweitung auf kürzestem Weg auf neutrale Länder in Skandinavien und dem Balkan ausweiten wollten – gegen deren Willen. Die in Warschau sichergestellten und vom AA veröffentlichten »polnischen Dokumente zur Vorgeschichte des Krieges« zwangen auch die US-Regierung zu einem jahrzehntelang aufrechterhaltenen falschen Dementi, weil sie deren aktive Rolle zweifelsfrei – und anhand echter Dokumente – erkennen ließen. Von alledem schweigt *Das Amt* und nimmt diese Dokumentationen nicht einmal in die Bibliographie auf, obwohl sie für die rechtliche und moralische Beurteilung deutscher Diplomaten dieser Ära von überragender Bedeutung sind.

Im Brennpunkt der übrigen Darstellung der NS-Zeit steht die Rolle des Auswärtigen Amtes bei der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden. Neue Dokumente von bedeutender Aussagekraft kann die Kommission hierzu nicht vorlegen, weshalb sich ihre Leiter in mehreren Interviews über die Archivpraxis des Auswärtigen Amtes beschwert haben. Dahinter stehen offenbar Mutmaßungen über zurückgehaltenes Material, die den spärlichen Ertrag entschuldigen sollen. Diese Sachlage hat die Kommission nicht daran gehindert, eine umfassende Verschärfung des Urteils über das Auswärtige Amt vorzunehmen. In mehreren Interviews – nicht im Bericht – war vom AA als verbrecherischer Organisation die Rede. Grundlage sind beispielsweise Spekulationen über die Verbreitung des Wissens von Massentötungen im Amt. Nachweislich abgezeichnet worden sind entsprechende Berichte der Einsatzgruppen des SD aus dem Jahr 1941 von einer Handvoll Personen, darunter Staatssekretär Weizsäcker. Es »widersprüche jeder Lebenserfahrung«, so war aus der Kommission zu hören, wenn darüber unter Kollegen nicht umfassend gesprochen worden sei. Glücklicherweise hat jedoch keiner der beteiligten Wissenschaftler eine Lebenserfahrung, wie das so ist, wenn man als Funktionsträger eines Totalstaats in

ein Staatsverbrechen eingeweiht wird, das man selbst weder geplant noch angeordnet oder ausgeführt hat. Ob Reden über solche Dinge üblich war, darf man zumindest bezweifeln.

Dies betrifft in noch höherem Maß das Wissen um Vernichtungslager. Es gibt keinen einzigen Beleg dafür, daß irgend jemand im Auswärtigen Amt belastbare Informationen über solche Lager hatte. Auch die Kommission kann keinen solchen Beleg vorweisen. Selbst Mitarbeiter im AA wie Helmuth James von Moltke, die entsprechende Gerüchte gehört hatten, sie glaubten und aktiv nach Belegen suchten, konnten nichts in Erfahrung bringen. Das Auswärtige Amt beteiligte sich in der Tat an der Entrechtung, statistischen Erfassung und Deportation der europäischen Juden. Dies geschah mit der Begründung von Sicherheitspolitik und Arbeitszwang vor den Augen der deutschen und der Weltöffentlichkeit und unter Federführung des Reichssicherheitshauptamts der SS. So war es auf der Wannseekonferenz festgelegt worden, an der das AA – ohne Wissen des Ministers – durch den Unterstaatssekretär Martin Luther vertreten war, der Ribbentrop erst im Spätsommer 1942 inhaltlich vage wissen ließ, daß da eine Konferenz stattgefunden habe. Christopher Browning hat vor mehr als dreißig Jahren nachgewiesen, daß es im Auswärtigen Amt vor allem der umtriebige Luther war, der als direkter Ansprechpartner von Adolf Eichmann fungierte und die Judenverfolgung offenbar als Karrierechance begriff.

Von all diesen Personen spielte nach 1945 selbstredend niemand mehr eine Rolle im Auswärtigen Amt, wenn sie überhaupt überlebt hatten. Das Grundanliegen des zweiten Teils des Kommissionsberichts, das AA nach 1945 im Sinn der früher von Ost-Berlin ausgehenden Kampagnen als Hort verkappter Nationalsozialisten darzustellen, beschränkt sich daher notwendigerweise auf die dritte Garnitur abwärts. Daß im neugegründeten Amt auch Personen wirkten, die NSDAP-Mitglied gewesen waren oder einen SS-Rang gehabt hatten, ist ebenfalls keine Neuigkeit. Die umfassende Verdammung dieser Personen allein aufgrund dieser Tatsache kann nur befürworten, wer von den oben geschilderten Zusammenhängen der internationalen Politik vor 1939 nichts weiß und nichts wissen will. Manche Diplomaten ergriffen nach 1945 die Chance, ein demokratisches deutsches Staatswesen aufzubauen. Etwas anderes geht auch aus dem Bericht nicht hervor, den man wohl zu den erstaunlich erfolgreichen Anstrengungen rechnen darf, diesem Staatswesen unter Zuhilfenahme von Totschweigen und Falschbehauptungen einen ahistorischen Schuldskult zu verpassen.

Die »Nazi-FDP«

von Karlheinz Weißmann

Am 16. November strahlte das ZDF im Rahmen seines Magazins *Frontal21* einen Beitrag über »Nazis in der FDP« aus. In der bemerkenswert schludrig gemachten Sequenz von knapp zehn Minuten ging es um den sogenannten »Gauleiterkreis«, die »Naumann-Affäre«, den nordrhein-westfälischen Parteiverband während der fünfziger Jahre und den Widerstand der wahren Liberalen, hier repräsentiert durch Hildegard Hamm-Brücher und Gerhard Baum, Veteranen des linken Flügels. Als Experten kamen die Historiker Ulrich Herbert – weil Werner Best eine Rolle gespielt hat – und Kristian Buchna zu Wort.

Buchna hat gerade eine Monographie zum Thema vorgelegt (*Nationale Sammlung an Rhein und Ruhr. Friedrich Middelhaue und die nordrhein-westfälische FDP 1945–1953, Schriftenreihe der Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Bd 101*, München: Oldenbourg 2010, kart., 248 S., 24,90 €), die aus seiner Magisterarbeit hervorgegangen ist. Ein solcher Hintergrund könnte skeptisch stimmen, aber gegen die handwerkliche Seite seiner Darstellung ist wenig zu sagen. Einwände müssen aber vorgebracht werden im Hinblick auf die Art und Weise, wie Buchna dieses Thema der Zeitgeschichte insgesamt deutet und einordnet.

»Nazi-FDP« war schon die Invektive, die Theodor Heuß für seine Parteifreunde in Nordrhein-Westfalen bereit hielt, und damit meinte, daß die westdeutschen Freidemokraten nicht nur die »Partei der höheren HJ-Führer« bildeten, sondern für den Versuch standen, ehemalige Funktionäre und Mitglieder der NSDAP zusammenzufassen und mit Hilfe der FDP wieder zu einem politischen Faktor zu machen. Der Vorsitzende des Landesverbands, Friedrich Middelhaue, hätte dafür nicht nur auf den eigenen Lebenslauf – ohne braune Flecken – hingewiesen, sondern auch auf die im Prinzip von allen Parteien der Nachkriegszeit geteilte Überzeugung, daß es notwendig sei, die »Ehemaligen« politisch zu integrieren, schon um die Ent-

stehung eines schwer kalkulierbaren Unruhepotential zu verhindern.

Buchna verweist ausdrücklich auf die biographische Prägung Middelhaues durch die Erfahrung des Scheiterns liberaler Reorganisation am Ende der Weimarer Republik. Nach seiner Darstellung gehörte Middelhaue zu jenen Mitgliedern der Deutschen Staatspartei, die seit 1930 versucht hatten, durch Zusammenschluß von DDP und Jungdeutschem Orden eine Art Blutaufrischung des Liberalismus zu erreichen. Sie kamen allerdings nie so weit, daß das »bündische« Element tatsächlich eingebunden, geschweige denn eine Massenbasis gewonnen worden wäre. Aufgrund dessen wollte Middelhaue nach dem Zusammenbruch unbedingt den Rückfall in alte Fehler vermeiden und dachte an die Schaffung einer nichtlinken, überkonfessionellen Volkspartei. Diese Motivlage erklärte auch seine anfängliche Sympathie für die CDU, von der er sich erst abwandte, nachdem klar genug geworden war, wie stark de facto der Einfluß des politischen Katholizismus blieb.

Ab 1946 setzte sich Middelhaue relativ rasch im komplizierten Gründungsprozeß der FDP Nordrhein-Westfalen durch, deren Vorsitz im Landesverband und in der Landtagsfraktion er übernahm. Das gelang ihm wegen der Schwäche der Linkliberalen, aber vor allem weil er als einer der wenigen die Frage beantworten konnte, wo die Freidemokraten eine hinreichend große und stabile politische Gefolgschaft finden wollten, wenn es ihnen nicht genügte, die antisozialistische Klientelpartei des Bürgertums zu bilden. Die Idee der »Nationalen Sammlung«, der gezielte Appell an Kriegsheimkehrer, Vertriebene und diejenigen, die durch die Entnazifizierung ein teilweises oder generelles Studier- oder Berufsverbot auferlegt bekommen hatten, schien dabei durchaus erfolgversprechend. In der zweiten Hälfte der vierziger Jahre galt die FDP jedenfalls als Partei der »Generalamnestie«, wengleich man entsprechende Forderungen im Bundesverband nicht durchset-

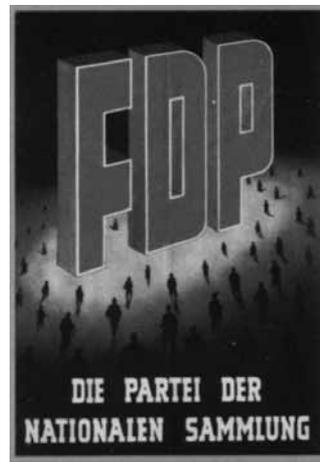
zen konnte, der sich wegen der Koalition mit der CDU/CSU in Bonn zu einer gewissen Zurückhaltung gezwungen sah.

Mit Middelhaues Parole »Rechts ran!« gelang es, den FDP-Stimmenanteil in Nordrhein-Westfalen deutlich zu steigern – ein Sachverhalt, dem Buchna aber weniger Gewicht beimißt als den internen Vorgänge: Mit dem ehemaligen Diplomaten Ernst Achenbach nämlich, der enge Beziehungen zur Industrie hatte und erhebliche Mittel für die Partei einwerben konnte, und Werner Naumann, weiland Protegé von Joseph Goebbels und Staatssekretär im Reichspropagandaministerium, gewannen zwei Nationalsozialisten der Führungsebene Einfluß auf die Organisationsstruktur der Freidemokraten, die Middelhaues Kurs nicht nur unterstützten, sondern auch forcierten.

Jedenfalls schien es, als ob sich langfristig die »nationalen« gegen die »liberalen« Kräfte (eine damals übliche Unterscheidung) durchset-

Buchna kann nicht umhin, diesen jämmerlichen Ausgang der ganze Affäre zu referieren, möchte aber das Bedrohungsszenario aufrechterhalten, weshalb er auf die interne Ermittlung der Freidemokraten kommt, bei der die Gegner Middelhaues letztlich seine Entmachtung erreichten. Dieses Ergebnis wird zwar unter dem Gesichtspunkt der Parteiräson, aber leider nicht unter dem des innerparteilichen Kampfs um Einfluß und Pfründen gewertet. Das hätte eigentlich nahe gelegen, zumal der Autor ausdrücklich feststellt, daß vom Naumann-Kreis niemals eine »ernsthafte Gefahr« ausgegangen sei und sich die FDP unter Middelhaue in »keine rechtsextreme«, eher in »eine große nationalistische Partei rechts von der Union« verwandelt hätte, eventuell nach dem Muster der österreichischen »Freiheitlichen«.

Bemerkenswerter als diese Feststellung sind nur noch die Anmerkungen Buchnas im Blick auf die weitere Entwicklung, vor allem den Tat-



zen würden. Die Bundesorganisation, die dem Einhalt zu gebieten suchte, war relativ schwach, in den Landesverbänden Niedersachsen und Hessen gab es deutliche Sympathien für die Linie Middelhaues, und Wahlerfolge offen rechtsradikaler Parteien in der ersten Hälfte der fünfziger Jahren schienen eher für als gegen seine Strategie zu sprechen.

Die ganze Entwicklung wurde allerdings abgeschnitten durch die »Naumann-Affäre« im Januar 1953. Die britischen Besatzungsbehörden, die ihre Reservatsrechte sehr großzügig auslegten, erließen einen Haftbefehl und setzten Naumann in einer Nacht- und Nebelaktion fest. Der gegen ihn erhobene Vorwurf lautete, daß er eine Art Putsch in der FDP geplant habe, um die Partei in eine nationalsozialistische Tarnorganisation umzubilden, die dann eine neue »Machtergreifung« vorbereiten sollte. Nachdem die Briten auf Dringen der Bundesregierung das Verfahren an deutsche Stellen abgegeben hatten, wurde es nach relativ kurzer Zeit eingestellt. So viel immerhin war deutlich geworden, daß der »Gauleiterkreis« versucht hatte, seine Position in der nordrhein-westfälischen FDP auszubauen und die Partei wenn möglich zu »übernehmen«, aber von irgendwelchen illegalen, gar hochverräterischen Absichten konnte keine Rede sein.

bestand, daß die »Jungtürken«, die auf dem Düsseldorf Parteitag 1956 das bürgerliche Bündnis im Land zu Fall brachten und eine erste sozial-liberale Koalition installierten, aus dem Umfeld der »Nationalen« kamen (Erich Mende, Willy Weyer, Walter Scheel und in gewissem Sinn Otto Graf Lambsdorff), und daß einer der Wegbereiter der SPD-FDP-Allianz im Bund und Architekten der Neuen Ostpolitik jener Ernst Achenbach war, der zu den wichtigsten Vertrauten Naumanns gehörte und seine Parteikarriere als Mann des linken Flügels beendete. Von solchen Zickzackbewegungen möchte man heute natürlich nichts mehr wissen. In dem eingangs erwähnten Fernsehbeitrag kommt Achenbach denn auch nur als Mitverantwortlicher für die Judendeportationen im besetzten Frankreich vor.

Selbstverständlich könnte man die geschilderten Vorgänge mit dem Interesse des Historikers behandeln, der abgeklärt schildert und analysiert, wie nach dem Zusammenbruch eines Regimes die Davongekommenen unter den neuen Bedingungen ihr Leben zu führen (und zwar erfolgreich und komfortabel zu führen) suchen. Aber solche Nüchternheit ist hierzulande nicht erwartbar, wo man auch Ladenhüter der Vergangenheitsbewältigung wieder und wieder erfolgreich anbietet.

Schöne Literatur

Theodor Buhl: *Winnetou August. Roman*, Eichborn: Frankfurt 2010. 320 S., 19,95 €

Der Siebenbürger Eginald Schlattner wurde als Student Ende der fünfziger Jahren von der Securitate zwei Jahre lang eingekerkert und verhört. Zwischen 1998 und 2005 (Jahrzehnte nach den Ereignissen also) erschienen seine drei Romane, in denen er Kindheit, Jugend und Haft unter der Frage darstellt, wie ihm dies hatte widerfahren können. Über etwas anderes als dieses »Lebensthema« hat Schlattner nicht geschrieben, und er ist seit dem herausragenden *Rote Handschuhe* auch fertig damit. Oder Gert Ledig? Er hat zwischen 1955 und 1957 in seinen Büchern *Stalinorgel*, *Vergeltung* und *Faustrecht* zu Krieg und Nachkrieg auf krasse Weise gesagt, was er zu sagen hatte – stieß auf Unverständnis und schwieg danach, schrieb auch nichts Neues mehr, als er kurz vor seinem Tod wiederentdeckt wurde. 15 Jahre jünger als Ledig ist Theodor Buhl (1936 in Schlesien geboren). Er hat ein halbes Jahrhundert lang mit der Veröffentlichung seines Werkes gewartet: *Winnetou August* ist ein autobiographischer Roman über das Durchkommen in Flucht und Vertreibung, und obwohl er diese deutsche Katastrophe, sein Lebensthema, so meisterlich faßt, wird er landauf, landab in den Feuilletons als Entdeckung gefeiert. Buhl hat seine Kindheit in Schlesien verbracht, floh mit Mutter und Bruder vor der Roten Armee bis Dresden, überlebte dort in einem Vorort die Bombardierung der Stadt, zog durch die besetzte Heimat zurück bis Bunzlau und wurde nach einem Jahr endgültig vertrieben. Geschildert wird also etwa aus den Jahren 1930 bis 1946, der Ton ist lakonisch, nicht ohne Witz, und die Per-

spektive ist konsequent auf das verengt, was der heranwachsende Bub und sein älterer Bruder sich aus Erwachsenengesprächen und eigenen Beobachtungen zu einer Wirklichkeitsdeutung zusammenbasteln können. Der eigentliche Held ist der Vater, den der Ich-Erzähler (das Kind) nur August nennt: aus dem I. Weltkrieg versehrt heimgekehrt, nicht der beste denkbare Ehemann, manchmal ein Prahlhans, latenter Alkoholiker – aber dann, als das Chaos ausbricht, so zäh, geschickt, unerbittlich, daß seine Söhne immer hoffen, Vater August möge in der Nähe sein. Neben ihm verblaßt sogar Winnetou, der lupenreine Held: Seiner edlen Seele fehlt Augusts Dimension einer Überlebens-Verschlagenheit, überhaupt wird der ganze Karl May (den die Knaben im Chaos um die Wette lesen) übertroffen von dem, was erlebt werden muß und wovon man die Augen nicht wenden kann. Denn darauf steuert das ganze Buch zu: auf die unmittelbaren Vorgänge der Vertreibung (die Vergewaltigungen, Folterungen, Erschießungen), von denen es kaum veröffentlichte Bilder gibt. Vielleicht lagern sie in Archiven. In einem Interview erklärt Buhl, warum er, der kindliche Augenzeuge, nicht den dokumentarischen Bericht, sondern ausgerechnet die literarische Sprache als Mitteilungsförm gewählt und bis an die Grenze des Erträglichen ausgeschöpft habe: »Dokumente überdauern in Archiven – Romane, wenn sie ihre Leser finden, in den Köpfen.« Buhl will etwas verankern, er hält die »europäische Versöhnung« für unvollendet, »solange nicht auch die Opfer der deutschen Zivilbevölkerung ein Gesicht und eine Stimme haben.« Wo nun Buhl von den Vergewaltigungen und Greu-

eln der Sowjetsoldaten schreibt oder den Blick auf die vorüberziehenden und in der Januar-kälte erfrierenden schlesischen Flüchtlinge richtet, erhalten diese Opfer ein Gesicht und eine Stimme, und der Text wird zu einem Höllengemälde. Davon muß hier nun einiges zitiert werden: »Im Durchgang zu den Ställen liegt ein Haufen Kleider mit zwei steif gestreckten nackten Beinen. An denen überall am Fleisch sind rote Kratzer – und zwischen den Beinen ist Blut. Der Haufen Kleider ist ein Rock. Der Rock ist hochgezogen und zugebunden wie ein Sack. Im Sack drin sind die Arme und der Kopf.« – »Die beiden in der Schlachterkammer waren tot, das konnte man sofort erkennen. Die Körper lagen auf dem Tisch, die eine mit dem Rücken, die andre umgekehrt. Die Beine hingen von der Kante runter, die Hände waren an den Tisch gebunden. Man konnte sie nur einen Augenblick lang sehen, die knallten gleich die Tür von innen zu, kaum daß sie uns entdeckten. Zwischen den gespreizten Beinen hat bei jeder eine Mistgabel gestanden, die Zinken auf dem Boden. Die waren mit den Stielen reingesteckt gewesen. Weil man es nicht richtig hatte sehen können, hat man es sich immer wieder vorgestellt.« Es gibt keinen Zweifel: Buhl möchte, daß wir uns das ab jetzt auch immer wieder vorstellen, weil wir es nicht richtig haben sehen können oder – sollen: Es waren und sind die »Wolkenschieber« und »Nebelwerfer« (so jüngst Martin Walser in einer Rede auf Ernst Jünger) in den Medien, den diversen Gruppen 47, auf den Hochstühlen und den Stiftungsratposten, die die Bilder *unserer* Opfer in die Archive verbannten. Theodor Buhl hat sie sprachgewaltig zurückgeholt.

Goetz Kubitschek



Oswald Spengler und der Faschismus

Michael Thöndl: *Oswald Spengler in Italien. Kultur-export politischer Ideen der »Konservativen Revolution«*, Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2010. 221 S., 36 €

Mitte der neunziger Jahre erschienen mehrere Aufsätze des österreichischen Politikwissenschaftlers Michael Thöndl über Oswald Spengler, die dessen Rezeption in Italien, vor allem durch Mussolini, behandelten. Die Veröffentlichung wurde in Kreisen, die sich für die Konservative Revolution interessierten, mit besonderer Aufmerksamkeit registriert, da hier jemand kompetent und auf Archivalien gestützt der Frage nachging, wie sich das Verhältnis Spenglers zum Faschismus entwickelt hatte. Es war zwar aus biographischen Untersuchungen zu Leben und Werk des Geschichtsphilosophen hinreichend bekannt, daß dessen Einschätzung des italienischen Regimes wesentlich wohlwollender ausfiel als die des Nationalsozialismus und Hitlers, aber eine präzise Erfassung gab es bis dahin nicht. Thöndl ist zwischenzeitlich immer wieder auf das Thema zurückgekommen und hat weitere Aufsätze zu Spengler publiziert, die vor allem dessen direkte politische Wirkung betreffen, aber man nimmt doch dankbar zur Kenntnis, daß er die Quintessenz seiner Forschungen jetzt in einer eigenen Monographie vorlegt. Der Untertitel des Buches »Kultur-export politischer Ideen der »Konservativen Revolution« deutet dabei schon an, daß der Autor die Perspektive ausweitet und auch der grundsätzlichen Frage nachgeht, inwiefern eine Übertragung jener so spezifisch deutschen Weltanschauungen und Begriffe in ein anderes – noch dazu romanisches – Land möglich war. In einem Einleitungskapitel zeichnet Thöndl zuerst nach, wie das »Mohlersche Konstrukt« einer als weltanschauliches Ganzes auffaßbaren Konservativen Revolution in Italien wahrge-

nommen wurde. Sein Hinweis auf die zentrale Bedeutung Evolas in diesem Zusammenhang ist wichtig, allerdings unvollständig, da Thöndl weder Evolas umfangreiche – kritische – Rezension von Mohlers Werk zur Konservativen Revolution kennt, noch die kurze, aber nicht uninteressante Korrespondenz zwischen beiden. Wichtiger als das ist allerdings Thöndls Hinweis auf die Tatsache, daß Evola trotz seiner Vorbehalte gegen Aspekte der Theorie Spenglers die Übersetzung des *Untergangs* angefertigt hat. Während zwischen 1926 und 1933 schon Fassungen in englischer, französischer und spanischer Sprache erschienen waren, folgte die italienische Ausgabe erst nach 1945. Dessen ungeachtet hatte der italienische Faschismus eine »componente spengleriana« (Renzo De Felice), oder um genau zu sein: das Denken Mussolinis wies eine solche auf, und umgekehrt sympathisierte Spengler mit einer Art von Idealfaschismus, der nach dem italienischen Urbild entworfen war. Thöndl führt als Beleg den Gedankenaustausch zwischen Spengler und dem *duce* anläßlich der italienischen Übersetzung von Richard Korherrns Buch *Der Geburtenrückgang* an, das mit einem Vorwort Spenglers versehen war und von Mussolini als Argumentationshilfe für seine Familienpolitik genutzt wurde; dann die Äußerungen, die Spengler (nach den Tagebüchern seiner Schwester Hildegard Kornhardt) privatim über den »Führer, wie er sein soll« gemacht hat, die Ursache von dessen Hochschätzung als positives Gegenbild zu Hitler; schließlich geht es um Mussolinis Rezension von *Jahre der Entscheidung* (die hier dokumentiert wird) und die allmählich wachsende Skepsis Spenglers im Hinblick auf den Faschismus, der immer weniger als erhoffte Vorform jenes »Cäsarismus« erschien, der es er-

lauben sollte, die Endphase der abendländischen Zivilisation kraftvoll zu gestalten. Auch wenn Thöndl vor der Feststellung zurückscheut, daß Spenglers Ideen Mussolini als unmittelbare Inspiration gedient haben, faßt er das Er-

gebnis seiner Untersuchung dahingehend zusammen, daß es »nur politische Rücksichten« waren, »die es dem »Duce« ratsam erscheinen ließen, sich nicht allzu häufig direkt auf Spengler zu berufen«. Diese politischen Rücksichten

hatten nicht nur mit dem pessimistischen Zug in Spenglers Geschichtsphilosophie zu tun, sondern auch mit den ausgeprägten antideutschen Ressentiments innerhalb wie außerhalb der faschistischen Partei. Auch das erklärt die Verzögerung, mit der Spenglers Hauptwerk in Italien erscheinen konnte. Thöndl zitiert den faschistischen Intellektuellen Francesca Coppola, Herausgeber der einflußreichen Zeitschrift *Politica*, der die Vorbehalte schon 1931 auf die Formel brachte »Spengler ist im Grunde ein genialer Deutscher, aber Deutscher. Das erklärt vieles.« Für Deutscher stand im Original »gotico«, also »Gote« respektive »Barbar«. Erst nach dem Zusammenbruch seiner Herrschaft konnte Mussolini alle taktische Zurückhaltung aufgeben. Angesichts des Vormarschs der Alliierten äußerte er noch zehn Tage vor seinem Tod: »All das wird das Ende von Europa bedeuten, die Bolschewisierung des Abendlandes mit Konsequenzen, die sich nicht sehr von jenen unterscheiden, die Spengler vorhergesehen hat.« Abgesehen von einigen den Fachmoden geschuldeten Umständen hat Michael Thöndl eine ausgezeichnete Arbeit vorgelegt, die auf die Ideologieggeschichte des Faschismus ebenso neues Licht fallen läßt wie auf die Rezeption der Konservativen Revolution im allgemeinen und Spenglers im besonderen.

Karlheinz Weißmann



Punischer Krieg, kalt geführt

Thorsten Hinz: *Die Psychologie der Niederlage. Über die deutsche Mentalität*, Berlin: Edition JF 2010. 200 S., 19.80 €

Thorsten Hinz, in den letzten Jahren über konservative Kreise hinaus bekannt geworden, hat mit seinen geschliffenen Essays über *Die Psychologie der Niederlage* ein Meisterwerk vorgelegt. Was auf den ersten Blick als lose zusammenhängende Sammlung von Aufsätzen »Über die deutsche Mentalität« erscheinen könnte, entpuppt sich als fortschreitende Freilegung des deutschen Traumas.

Hinz' Analysen beginnen mit der verstellten und enden mit der entlarvten Gegenwart: Die »Erste Miniatur« (»Kanzler am Ohama Beach«) nimmt von Gerhard Schröders Teilnahme an den Feiern der Alliierten zum 60. Jahrestag der Landung in der Normandie ihren Ausgang und stellt ihr die – heute kaum verständliche – Empfindungs- und Gedankenwelt des Diplomaten und Widerstandskämpfers Ulrich von Hassell (»Ein Toter auf Urlaub in Friedrichsruh«) entgegen. Hinz hält gleichsam inne, um hinter dem Mentalitätswandel den Kontinuitätsbruch von 1945 zu markieren; anstatt sich nun aber auf die Nachkriegszeit und die Klagen über Reeducation, Frankfurter Schule und 1968 zu beschränken, greift Hinz in den folgenden Essays »Mentalität und Mittellage« sowie »Deutsche Endspiele«, den Kernstücken des Bandes, weit in die Geopolitik des neunzehnten Jahrhunderts zurück und analysiert schonungslos den Konflikt zwischen den alten imperialen Mächten und dem – seiner vielfachen Gefährdung kaum bewußten – deutschen Emporkömmling. Auch die Politik Hitlers wird unter diesem außenpolitischen, auf die Revi-

sion der Folgen des Diktats von Versailles bezogenen Primat verstanden. Zwar benennt Hinz durchaus Radikalisierung und Totalisierung der Politik im Dritten Reich, aber statt das Dogma vom singulären Zivilisationsbruch fortzuschreiben, das letztlich zur Ratlosigkeit bzw. zivilreligiösen Ausfüllung dieser Leerstelle führt, legt er die traumatischen Ursprünge des deutschen Scheiterns frei, die sich vom Ersten Weltkrieg über die napoleonische Besatzung bis zum Dreißigjährigen Krieg zurückverfolgen lassen. Dabei ist von besonderem Interesse, daß die Stigmatisierung des Deutschen Reiches als politischer Inkarnation des absoluten Bösen nicht erst mit der Hitlerschen Vernichtungspolitik aufkam, sondern eine lange Vorgeschichte hat: Die Äußerungen etwa Ernst Blochs über die kollektive Alleinschuld der Deutschen am Ersten Weltkrieg könnten ohne weiteres aus der Zeit nach dem Zweiten stammen, und entsprechend lauten dann auch die politikfernen Schuldreflexionen von Karl Jaspers oder Karl Barth, die Hinz exemplarisch vorstellt (»Die Niederlage wird besichtigt«).



Brisanz birgt auch der vorletzte Aufsatz »Biopolitik«, in dem Hinz unter Rekurs auf Giorgio Agambens Begriff des »Lagers« als Topos der Moderne das deutsche Volk nicht etwa als Subjekt einer »arischen Rassenpolitik«, sondern als Objekt einer Biopolitik der Siegermächte in den Blick nimmt, die auf quantitative Dezimierung und qualitative Auslöschung seiner kulturellen Identitätsbestände abzielte. Das letzte Kapitel »Ohnmachtspolitik« führt die Betrachtungen zurück zum Ausgangspunkt, zur gegenwärtigen Situation Deutschlands, für die Hinz ein düsteres Bild zeichnet. Brechts bekanntem Gleichnis vom »großen Karthago«, das drei Kriege geführt hat und nach dem ersten noch mächtig, nach dem zweiten noch bewohnbar, nach dem dritten aber nicht mehr da war, gibt

er eine fatalistische Wendung: »Wußte er wirklich nicht, daß der dritte Punische Krieg ein purer Verzweigungsschlag war, mit dem sich Karthago der kalten Erdrosselung durch Rom zu erwehren versuchte?« Seine Analyse des kollektiven Unbewußten des deutschen Karthago schließt mit der Prognose, daß künftige Historiker die lange Friedensperiode nach 1945 als »kalt geführten dritten Punischen Krieg« deuten könnten, in dem die Deutschen selbst ihre erbittertsten Feinde gewesen seien.

Baal Müller

Würde des Reiches

Michael A. Obst: »*Einer nur ist Herr im Reiche*«. *Kaiser Wilhelm II. als politischer Redner*, Paderborn: Schöningh 2010. 481 S., 60 €

Die Rehabilitierung Wilhelms II. durch die Geschichtswissenschaft ist in vollem Gange, seit Eberhard Straub und Christopher Clark 2008 ihre Biographien vorgelegt haben. Dabei ist Clarks Ansatz nur deshalb revisionistisch, weil schon nüchterne Analyse im Falle Wilhelms II. aufmerken läßt. Clark selbst hat sein Buch einen Versuch genannt, »Verunglimpfung und Verständnis wieder in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu bringen.«

Die Dissertation von Michael A. Obst über die Reden des Kaisers zeigt, daß es dahin noch ein langer Weg ist, daß er aber immerhin besritten wird. Obst hat keine Revision des Negativurteils über Wilhelm II. im Sinn. Er analysiert detailliert die politisch bedeutsamen Kaiserreden, ihr Zustandekommen und ihre Wirkung in der veröffentlichten Meinung. Dabei legt er den Akzent auf Skandalreden und auf die Kritik der linken und liberalen Presse. Er verschweigt aber weder die breite Zustimmung von seiten des Bürgertums und des einfachen Volkes, noch kultiviert er das Klischee vom kriegslüsternden Monarchen. Vielmehr macht

er darauf aufmerksam, daß man aus den öffentlichen Äußerungen Wilhelms II. ebenso gut einen »säbelrasselnden, martialischen, ultraorthodoxen wie einen friedliebenden, liberalen und modernen Kaiser« herauslesen könne. Insofern arbeitet Obst wissenschaftlich sauber und trägt durchaus zu einer moderaten Korrektur üblicher Stereotypen bei. Obst widmet sich zuvörderst den direkten tagespolitischen Wirkungen der Reden, und tatsächlich waren diese höchst selten von Erfolg gekrönt. Schuld daran waren Unüberlegtheit, mangelndes diplomatisches Geschick und eine erstaunliche Naivität in der Beurteilung anderer politischer Akteure. Daß der Kaiser aber auf metapolitischem Gebiet umgekehrt sehr erfolgreich war und vor allem zu einer umfassenden nationalen Integration beitrug, deutet Obst immerhin an. Seine Kernthese aber ist, daß gerade die Modernität Wilhelms II. – seine Vorliebe für persönliches Regiment und mediale Inszenierung – die politische Stabilisierung des Reiches und vor allem die Legitimität der Monarchie untergraben hätten, weil dadurch die »Würde« des Staates verletzt worden sei. Plausibler aber ist, daß gerade die Verbindung von Tradition und Moderne, »Würde« und Charisma zu Erfolg und Blüte des Kaiserreiches beitrug.

Johannes Ludwig

Bestandsaufnahme

Michael Müller (Hrsg.): *Die leise Diktatur. Das Schwinden der Freiheit*, Aachen: MM Verlag 2010. 540 S., 22.90 €

Regelmäßig erscheinen Bücher, die monumental eine konservative Wende ankündigen. Oder aber die Autoren versprechen mindestens, desolate BRD-Politik auf den Punkt zu bringen. So forderte Peter Hahne etwa in *Schluß mit Lu-*

stig das »Ende der Spaßgesellschaft« und brach gleich mehrere Lanzen für einen urchristlichen Neubeginn. Udo Ulfkotte legte seinem Buch *Vorsicht Bürgerkrieg!* eine »Deutschlandkarte zum Herausnehmen« bei. Bei diesen

knackig klingenden Bestandsaufnahmen fallen rationale Lageanalyse und Strategieentwicklung oft unter den Tisch.

Insofern verspricht der Sammelband *Die leise Diktatur* Besse- rung. 20 Autoren liefern Beiträge u. a. zu einer »Familien-

politik«, die de facto familienfeindlich sei, zur Gesinnungszensur und zum wachsenden Islamismus. Autoren sind u. a. der Chefredakteur des Islamkritiker-Blogs *pi-news.net*, Stefan Herre, der libertäre Verleger André F. Lichtschlag, *taz*-Autor Chaim Noll und Deutschlandfunk-Redakteur Jürgen Liminski. Der Philosoph und Mediziner Thomas verfaßte einen der durchdachtesten Essays, »Was ist Freiheit?«. Er definiert Freiheit dabei als ganzheitlich zielgerichtete Verbindung von Wille und Gehorsam gegenüber dem eigenen Gewissen. Das Gewissen sei aber durch moderne Beliebigkeit gefährdet. Hier solle die christliche Moral als Korrektiv dienen. Auf diese Weise, so deutet Thomas an, finde der Mensch sein endgültiges Seelenheil. Dem ist trotzdem zu mißtrauen. »Die Welt geht nicht auf«, wie es bei Mohler zutreffend heißt.

Stefan Herre warnt vor einer drohenden Zensur des Internets, versteigt sich jedoch in einen unpassenden Vergleich der aktuellen, »gleichgeschalteten Medienlandschaft« mit 1933/1945. Hervorzuheben ist ein Interview mit Dagmar Neubronner, die überzeugend das seit 1938 existierende Verbot des »Homeschoolings« in Deutschland kritisiert. Sie erklärt, warum es für Eltern besser sei, ihre Kinder zu Hause zu unterrichten. Die insgesamt christlich-liberal-konservative

Stoßrichtung des Sammelbandes ist unübersehbar. Lösungen zur deutschen Krise schimmern durch, versacken gelegentlich aber in einseitiger Linken- und 68er-Beschimpfung. Gegen »leise Diktaturen« reichen reine Bestandsaufnahmen eben nicht aus.

Johannes Schüller

Staatsdenker

Rüdiger Voigt, Ulrich Weiß (Hrsg.): *Handbuch Staatsdenker*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2010. 462 S., 44 €

Rechtfertigungsbedarf für einen Band, der sich mit der Tradition des Staatsdenkens beschäftigt, gibt es nicht. Zwar läuten für die Einrichtung »Staat«, die sich seit dem frühen 16. Jahrhundert in Europa ausbreitet, bereits Jahrzehnte die Totenglocken. Trotz unstrittiger, globalisierungsbedingter Verluste zeigte die europäische Staatlichkeit jedoch nach »nine eleven« des öfteren ihre Vitalität. In den letzten Jahren erlebte die Disziplin »Politische Theorie«, mitunter auch »Politische Ideengeschichte« oder »Politische Philosophie« genannt, einen Boom an Überblicks- und Einführungsdarstellungen. In einer solchen stürmischen Publikations-Phase ist es wichtig, in systematischer Hinsicht Grund und Boden zu schaffen. Das geschieht am besten in Form eines Nachschlagewerks. Die Herausgeber Rüdiger Voigt und Ulrich Weiß legen hier einen Band vor, der 190 politische Theoretiker umfaßt. Die 85 Beiträge schlagen einen Bogen von Max Adler bis Christian Wolff. Die Artikel berühren juristische, soziologische, historische, theologische und einige sonstige Aspekte. Die Beiträge sind allesamt gut lesbar und nach einem klaren Schema aufgebaut: Dem Artikelkopf folgt eine Einordnung des Staatsdenkers. Im Mittelpunkt steht eine genaue Analyse der jeweiligen Staatsphilosophie. Die Bedeutung für das heutige Staatsverständnis, die Forschungsperspektive und die

bibliographischen Angaben runden die Beiträge ab. Angesichts der vielfältigen Debatten um das »nation building« ist es wichtig aufzuzeigen, daß es auch nichteuropäische Staatsdenker gibt, die in angemessener Zahl präsentiert werden. Der Band berücksichtigt auch mittelalterliche Entwürfe, obwohl das Thema »Staat im Mittelalter« schon seit Jahrzehnten umstritten ist, was die Diskussionen um die Monographie von Heinrich Mitteis (*Der Staat des hohen Mittelalters*) seit über einem halben Jahrhundert verdeutlichen.

Daß eine solche Veröffentlichung nie erschöpfend sein kann, ist trivial. Warum Lyotard und nicht Derrida, der in seinem Spätwerk auf die Problematik Staat und Staatstheorie häufiger eingeht? Warum Böckenförde und Walzer, nicht aber die Antipoden Lübke und Habermas? Um subjektive Auswahl kommt man nicht herum.

Zweifellos ist das Handbuch ein unentbehrliches Hilfsmittel für alle, die sich mit politischer Theorie befassen. Es ergänzt hervorragend das im Kröner-Verlag erschienene Nachschlagewerk *Hauptwerke der politischen Theorie* sowie die von Manfred Brocker edierte *Geschichte des politischen Denkens* im Suhrkamp-Verlag.

Felix Dirsch

Bewältigungsstörungen

Ulrike Jureit / Christian Schneider: *Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung*, Stuttgart: Klett-Cotta 2010. 253 S., 21,95 €

Wir leben innerhalb einer »Mauer aus Kautschuk« (Armin Mohler). Wer dieses Meinungsbiotop verlassen möchte, kann den Meißel nicht recht ansetzen: Die Mauer gibt ein wenig nach, aber sie zeigt keine Risse. Das Denken ist frei, bleibt aber folgenlos. Man kann vieles konstatieren und tiefgründig analysieren – das System der öffentlichen Meinung reagiert elastisch, der

Konsens bleibt gewahrt. Auch Jureit und Schneider können ihn nicht stören. Schon die Reaktionen auf ihr Buch zeigen, daß die Mauer hält und daß sie keinem weh tun wollen – und können. Bereits ihre These ist kaum originell. Schon Martin Walser hatte 1998 in seiner Paulskirchen-Rede gefragt, ob die Intellektuellen, die den Deutschen ständig ihre Schuld und Schande vorhalten, der Illusion verfallen seien, »sie hätten sich, weil sie wieder im grausamen Erinnerungsdienst gearbeitet haben, ein wenig entschuldigt, seien für den Augenblick sogar näher bei den Opfern als den Tätern«.

Ulrike Jureit, Historikerin am Hamburger Institut für Sozialforschung, geht den Formen gegenwärtiger Erinnerungspraxis nach und macht dabei Opferidentifikation und Erlösungsversprechen als deren strukturelle Merkmale aus. Interessant ist ihre summarische Betrachtung der europäischen und globalen Ausweitung des Holocaustgedenkens und deren Folgen. Allerdings fällt auch dabei kaum ein scharfes Wort, es wird nur hier und dort auf Widersprüche hingewiesen. So heißt es angesichts der gesetzlichen Festbeschreibung eines Erinnerungskanons: »Zum intellektuellen Schaden, den solche Verrechtlichungen zweifellos verursachen, tritt noch hinzu, daß Erinnerungsgesetze jenseits der dort festgelegten Leugnungsverbote immer auch gewisse Vergangenheitsdeutungen als verbindlich voraussetzen oder zumindest indirekt transportieren.« Wer hätte das gedacht! Angesichts unserer geistigen Situation kann sich Jureit sicher sein, mit solch einer Formulierung schon als provokante Denkerin zu gelten. Ähnlich verhält es sich beim zweiten Teil des Buches, den der Soziologe Christian Schneider verfaßt hat. Er fordert eine neue Erinnerungskultur, kann aber nicht sagen, wie

diese aussehen soll. Schneider gefällt sich in der Pose des Aufklärers, legt dann aber fest, daß es eine Historisierung des Holocausts niemals geben könne. Also bleiben wir bei Schuldmetaphysik und unserem Schuldstolz. Bei aller Kritik, die er an der Vergangenheitsbewältigung formuliert, möchte er festgehalten wissen: »68 war eine notwendige Passage im Entwicklungsprozeß der zweiten deutschen Demokratie zu einer Zivilgesellschaft, die diesen Namen verdient«. Das kann er behaupten, belegen tut er es indes nicht.

Im Gegenteil: Wenn man Schneiders Text etwas radikaler nimmt als er gemeint ist, hat 68 vor allem zu einem geführt: zu einem Land voller Neurotiker, die sich selbst für Psychologen halten. Beide, Jureit und Schneider, geben dem Leser das gute Gefühl, daß wir über all das offen reden können. Damit verhindern sie in der Konsequenz jede ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema. Sie selbst verharren dabei in ihrem Schuldstolz, der auch hier identitätsstiftend wirkt.

Fritz Keilbar

Deutsche Kriegsgeschichte, unorthodox

Guntram Schulze-Wegener: *Illustrierte deutsche Kriegsgeschichte*, Graz: Ares-Verlag 2010. 345 S., 39,90 €

Der Historiker und Herausgeber der Zeitschrift *Militär & Geschichte* wagt den großen Wurf einer Gesamtdarstellung der deutschen Kriegsgeschichte. Schulze-Wegener läßt die Arbeit mit dem Freiheitskampf der Germanen unter Arminius beginnen und ordnet diesen Kampf damit in die deutsche Kriegsgeschichte ein. Einer konkreten Definition der nationalen Kategorie »deutsch« weicht er aber aus. Es fällt auf, daß der Fokus der Untersuchung auf Preußen und das



zweite Deutsche Reich gerichtet ist, Österreich kommt lediglich als Gegner oder Verbündeter Preußens vor und nur am Rande als der deutsche Staat, der die Hauptlast der Kriege gegen die Türken trug. Hätte Prinz Eugen als kaiserlicher Feldherr nicht stärker gewürdigt werden müssen als nur mit einer Abbildung? Mittelalter und Neuzeit werden knapp, aber ausreichend gewürdigt. Der inhaltliche Schwerpunkt des Buches liegt eindeutig auf dem 20. Jahrhundert. Es ist verdienstvoll, daß Schulze-Wegener sich jeder nachträglichen moralischen Bewertung der Ereignisse enthält. Krieg war nicht *per se* grausamer, wenn Deutsche ihn führten. Immer wieder verblüffen den Leser die militärischen Leistungen deutscher Soldaten, die der Autor schildert. Auch das hebt sich wohltuend von anderen Studien ab, nach denen völlig unerklärlich bleibt, warum deutsche Soldaten überhaupt gekämpft haben. Obwohl der Verfasser viele Beispiele erinnerungswürdigen Verhaltens deutscher Soldaten nennt, verknüpft er sich unverständlich im letzten Kapitel jede Kritik am Traditionsverständnis der Bundeswehr, die Mölders- und Kammhuber-Kasernen umbenennet, Gesangbücher »säubert« oder Ehrenmale schleift.

Olaf Haselhorst

Ein drittes Reich

Sebastian Maaß: *Kämpfer um ein drittes Reich. Arthur Moeller van den Bruck und sein Kreis (= Kieler Ideengeschichtliche Studien, Bd 2)*. Kiel: Regin-Verlag 2010. 174 S., 18,95 €

Kämpfer um ein drittes Reich nennt Sebastian Maaß das zweite von ihm in der Reihe *Kieler Ideengeschichtliche Studien* vorgelegte Werk, dessen Untersuchungsgegenstand der jungkonservative Kreis um Arthur Moeller van den Bruck darstellt. Die Monographie besticht durch die pointiert gegliederte Aufteilung, worin nach einem Rückgriff auf

Friedrich Nietzsche zunächst eine Biographie des jungkonservativen Aktivisten vorgelegt wird, der eine Kontextualisierung der Person Moeller van den Brucks in das institutionelle, intellektuelle sowie personelle Gefüge der »Jungkonservativen« folgt. Der als Einführung in die Thematik ideal geeignete Überblick zur »Ring-Bewegung« und deren programmatisch-weltanschaulichen Zirkeln (»Juni-Klub«, »Deutscher Herrenklub«, »Politisches Kolleg«) bildet das Fundament für Maaß' ausführliche Analyse des Berliner Kreises um Moeller van den Bruck. Mit der personen- und ideengeschichtlichen Herangehensweise an die Moeller van den Bruck nahestehenden und dessen Gedanken aufnehmenden Heinrich von Gleichen, Eduard Stadtler, Martin Spahn, Heinz Brauweiler und Walther Schotte widmet sich der Autor kenntnisreich den Protagonisten der jungkonservativen Strömung. Dieser Kreis hielt auch nach Moeller van den Brucks Suizid im Jahre 1925 die Idee eines dritten Reichs aufrecht und formte entscheidend die antiliberale Stoßrichtung der Konservativen Revolution. Diese Kritik am westlichen Liberalismus ist der Kern Moeller van den Brucks literarisch-politischer Publikationen, die im zweiten Teil der vorliegenden Studie seziert und analytisch behandelt werden. Der Verfasser arbeitet die zentrale Bedeutung von Moeller van den Brucks Hauptwerk *Das dritte Reich* (1923) für die Formierung der jungkonservativen Bewegung heraus und zeigt fachkundig die weltanschaulichen Charakteristika des »Ring-Kreises« anhand dieses sowie weiterer Werke auf. Den hervorragenden Eindruck der Studie runden ein instruktives Vorwort Alain de Benoists über die Rezeption Moeller van den Brucks in Frankreich sowie der als Appendix abgedruckte und gerade in heutigen Zeiten hochaktuelle Aufsatz *An Liberalismus gehen die Völker zugrunde* ab.

Sebastian Pella

Politische Theologie

Giorgio Agamben: *Herrschaft und Herrlichkeit. Zur theologischen Genealogie von Ökonomie und Regierung*, Aus dem Italienischen von Andreas Hiepkö, Frankfurt a. M.: Suhrkamp-Verlag 2010. 361 S., 20 €

Die neueste Untersuchung Giorgio Agambens nimmt, wie *Homo sacer*, ihren Ausgang von der *Politischen Theologie* Carl Schmitts. Dieser ging den Wesensähnlichkeiten von Theologie und Politik nach, der italienische Denker betont hingegen den engen Zusammenhang von Theologie und Ökonomie. In diesem Kontext arbeitet Agamben die Bedeutung von »oikonomia« in der frühen Kirche heraus. Frühchristliche Theologen wie Gregor von Nazianz oder Basilius von Caesarea argumentieren »oikonomisch«, um die Wesenseinheit Gottes trotz dessen trinitarischer Struktur aufrechtzuerhalten. Der Polytheismus-Vorwurf, den später Juden und Muslime häufig gegen das Christentum vorbrachten, sollte von vornherein ausgeräumt werden. Die politischen Implikationen der »oikonomia«-Debatten treten bereits in den ersten Jahrhunderten hervor. Ihre Ergebnisse lassen an Erik Petersons (gegen Schmitt gerichteter) These zweifeln, die christliche Auffassung von der Dreifaltigkeit mache jedwede politische Theologie unmöglich. In akribischer Weise versucht Agamben, die unterirdischen Genealogien der göttlichen Herrlichkeit (in der *Bibel* »kabod«, später »doxa« genannt) aufzuhellen und Struktur analogien zur neuzeitlichen politischen Souveränitätslehre zu verdeutlichen. Selbst die enge Verwandtschaft zwischen Engelslehre und Bürokratie wird berücksichtigt. Im Rahmen des komplexen Unterfangens setzt er sich neben den genannten Autoren besonders mit Michel Foucault und Hans Urs von Balthasar auseinander. Am Ende der inhaltsreichen Monographie schlägt der in Venedig Lehrende einen Bogen von der

altkirchlichen »oikonomia« zur »Ökonomie der Modernen« im 18. Jahrhundert, ohne die Verbindungslinien vollständig rekonstruieren zu können.

Felix Dirsch

Arnold Gehlen

Patrick Wöhrle: *Metamorphosen des Mängelwesens: Zu Werk und Wirkung Arnold Gehlens, Theorie und Gesellschaft, Bd 71*, Köln: Campus 2010. 459 S., 39,90 €

Es ist in dieser Zeitschrift verschiedentlich auf das wiedererwachende Interesse an Arnold Gehlen hingewiesen worden. Von den Arbeiten, die seit einigen Jahren in größerer Zahl erscheinen und Aspekte der Theorie Gehlens behandeln, unterscheidet sich das Buch Wöhrles insofern, als es aus der Feder eines – philosophisch geschulten – Soziologen stammt. Er liefert zwar auch einen Abriß der Lehre Gehlens und bietet eine Deutung an, befaßt sich aber in erster Linie mit der Wirkungsgeschichte. Dabei handelt es sich um ein bisher kaum erforschtes Gebiet, so daß Wöhrle nicht nur Bekanntes wiederholt, sondern auch eine Reihe von Überraschungen präsentieren kann, was etwa die Fixierung des jungen Habermas auf Gehlens »Institutionalismus« angeht oder die Art des Einflusses auf das Konzept Karl-Otto Apels. Darüber hinaus wird der Zusammenhang mit den Ansätzen von Helmut Schelsky, Dieter Claessens, Niklas Luhmann und Karl-Siegbert Rehberg, dem Herausgeber der *Gesammelten Schriften* Gehlens, überprüft; letzterer hat Wöhrle auch eine Reihe von Auskünften im Hinblick auf seine Zeit als Assistent Gehlens erteilt. Man muß den Wertungen Wöhrles nicht immer folgen und darf es unglücklich finden, daß der Ansatz durch Verquikung mit sehr fragmentarischen Ausführungen zur Biographie Gehlens eher geschwächt als gestärkt wird. Nichtsdestoweniger hat die Untersuchung ihren Wert für

die weitere Beschäftigung mit Gehlen, dessen Rang hier deutlich genug hervorgehoben wird, wenngleich der Verfasser sein »Unbehagen« angesichts des »Denkmeisters der Konservativen« (Armin Mohler) zum Ausdruck bringt.

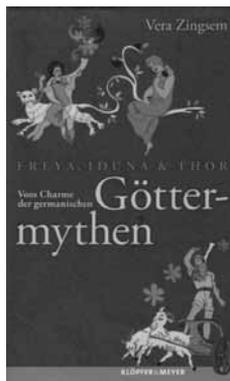
Karlheinz Weißmann

Iwar ist kein Regalsystem

Vera Zingsem: *Freya, Iduna & Thor. Vom Charme der germanischen Göttermythen*, Tübingen: Klöpfer & Meyer 2010. 263 S., 22 €

Die nordisch-germanische Mythologie sei »vermintes Gebiet«, schreibt Vera Zingsem, ein »quasi politisch verordnetes Niemandsland«. Ob das am Mißbrauch durch die NS-Ideologie liegt, sei dahingestellt. Fakt ist: Sonnwendfeiern stehen heute unter »Ideologieverdacht«, und Kinder nennt man lieber Lea oder Aaron – Namen wie Iwar und Fulla sind allenfalls Islandperden oder Ikea-Möbeln vorbehalten. Immerhin: Unsere Wochentage sind germanischen Göttern wie Donar und Freya gewidmet, Iduna und Weleda sind uns als Markennamen geläufig, auch von Frau Holle haben wir eine leise Ahnung. Zingsem, Theologin und Autorin mehrerer Bücher über zuvörderst weibliche Gottheiten, breitet uns das Panoptikum der nordischen Mythenwelt aus. Wer weiß schon, daß Thor den jodelnden Beinamen Hlorridi trug? Daß Jacob Grimm den Namen des Göttervaters Wotan nicht auf »Wut«, sondern auf watan – durchdringender Geist – zurückführte? Das Anliegen der Autorin: die Asen und Wanen, die Nornen, Walküren und Königskinder von dem Vorwurf einer »Blut-und-Boden-Mystik« zu rehabilitieren. Statt Kampf und Unterwerfung stünden Liebe, Weisheit, Humor und Poesie im Mittelpunkt des »demokratischen«(!) Götterhimmels. Nicht

nur, daß weibliche Gottheiten und Wesen besondere Wertschätzung erfuhren und »frauenfeindliches Verhalten stets angeprangert« wurde, die Weiber des nordischen Kosmos agierten auch besonders emanzipiert. Ingeborg darf sich gegen väterliche Heiratspläne stemmen, Hervör zieht der Nadel und dem Webschiffchen Schild und Schwert vor, die ostgotische Thora wird wegen ihres Verstandes weitergerühmt. Alruna, Walburga und Sibylle waren weniger Namen denn Berufsbezeichnungen (für Wahrsagerinnen und »Politikberaterinnen«). Frauchen-Rollen: Fehlzanzeige! Vergewaltigungsszenen: ebenso, heißt es. Was freilich nicht stimmt. Auch, daß die nordischen Götter und Helden, wie Zingsem salopp und in freundlicher Absicht schreibt, eher »Weicheier oder Invaliden« und kaum je, Zitat, »Brutalos« waren, ist nicht die ganze Wahrheit. Etwa bei der Wielandsage nennt sie die Notzuchtspassagen nur *en passant* und spart die Episode, wo Wieland aus den Schädeln der eigenhändig getöteten Kinder des König Nidung Trinkschalen fertigen läßt, komplett aus. So durchwirken einige Wermutstropfen den insgesamt köstlichen Göttertrank, der hier kredenzt wird: Ein Registar vermißt der Leser geradezu schmerzlich, zumal es in dieser Götterschau recht unsystematisch drunter und drüber geht. Zingsem liefert weder im Stile Joachim Fernaus oder Willi Fährmanns eine eigene, erzählte Version der heidnischen Götterwelt, noch geht sie – was der andere Weg wäre – wissenschaftlich akribisch vor. So erfahren wir, daß bei englischen Volksfesten statt St. Martin und St. Nikolaus Frigg und Wotan verehrt wurden. Nur, wann? Oder daß der Schmetterling »bei unseren Vorfahren« »Freyas Hemd« genannt wurde. Aber wann und wo? Leitet sich Ostara wirklich von *ex oriente lux* ab,



und wo wäre belegt, daß diese Frühlingsgottheit wirklich verehrt wurde? Trotz offener Fragen: Ein hübsches Buch.

Ellen Kositzka

Auslese im Dirndl

Stefanie Jodda-Flintrop: *„Wir sollten intelligente Mütter werden“*. Nationalpolitische Erziehungsanstalten für Mädchen, Norderstedt: Books on Demand 2010. 258 S., 15,90 €

Die Geschichte der sogenannten Napolas, der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten (NPEA), ist gut erforscht. Prominente Absolventen dieser NS-Ausleseschulen, die in der Nachfolge der preußischen Kadettenanstalten standen, waren unter anderen Hellmuth Karasek und Theo Sommer. Weitgehend unbekannt ist, daß im Reichsgebiet – in dessen südlichen Rändern sowie im luxemburgischen Colmar-Berg und im niederländischen Heythuysen – auch NPEA für Mädchen existierten.

Für ihre Doktorarbeit hat Stefanie Jodda-Flintrop bislang unbekannte Archivalien und Privatsammlungen ausgewertet sowie 36 Interviews mit ehemaligen Schülerinnen und Lehrerinnen geführt. Während die nach rassistischen und charakterlichen Kriterien ausgelesenen Schüler der rund 40 NPEA für Jungen (Erstgründung 1933) ausgebildet wurden, um die kommende Führungsschicht Deutschlands zu stellen, läßt sich ein vergleichbares Erziehungsziel für die Mädchen-NPEA (Erstgründung 1939 in Hubertendorf-Türnitz/Österreich) nicht belegen. Charakterbildung und »Leibeserziehung« hatten hier Vorrang vor der »Geistesbildung«; statt Wehrerziehung wurden »Fächer des Frauenschaffens« unterrichtet. Alternative Unterrichtsmethoden waren gängig, es gab Projektwochen und oft keinen starren 45-Minuten-Unterricht, gegenüber gängigen Gymnasien legten die NPEA Schwerpunkte auf Sport- und Musikstunden. Die Schülerinnen wurden von Lehrern empfohlen oder von

Eltern direkt angemeldet und mußten sich vor Aufnahme einer einwöchigen Prüfung unterziehen. Berichtet wird auch von tollkühnen Mutproben, die jenen berüchtigten der Knaben-Napolas (Hangeln am Seil über einem Abgrund u. ä.) glichen. Der monatliche Elternbeitrag belief sich auf durchschnittlich 50 RM, für Kinder aus finanzschwachen und kinderreichen Familien gab es Freistellen. Anders als in anderen Oberschulen trugen die Schülerinnen hier keine Schuluniform, sondern meist Dirndl nach individuellem Zuschnitt – anscheinend sollte damit vor der Bevölkerung in den besetzten bzw. angegliederten Reichsteilen ein »Volkideal« verkörpert werden; auch durch zahlreiche Arbeitseinsätze außerhalb des Internats konnten die Mädchen als Sympathieträgerinnen wirken. Mit Erfolg: In Heythuysen hatten bereits im ersten Jahr des Bestehens 261 Niederländer ihre Töchter an der NPEA angemeldet. Die ehemaligen Schülerinnen erinnern sich weder an »Schädelvermessungen« noch an direkte politische Indoktrination und denken gern an ihre NPEA-Zeit zurück. Bemerkenswert erscheint vielen im Rückblick auch, daß es nie eine »Cliquenbildung« innerhalb der Schülerrinnenschaft gegeben habe. Die Doktorandin hat mit dieser Arbeit ein bis dato weithin unbekanntes Feld vermessen. Es ordentlich zu »beackern« und analytisch zu bestellen, wird anderen vorbehalten sein. Neben hölzernen Interpretationen ihrer Quellen (Originalzitate ihrer Gesprächspartnerinnen pflegen im Anschluß schlicht paraphrasiert wiedergegeben zu werden), einigen Kurz- und Fehlschlüssen (gerade in bezug auf das mutmaßliche Frauenbild der Nationalsozialisten) sowie bisweilen eklatanten Formulierungsschwächen beeinträchtigt eine große Zahl an Rechtschreibfehlern sowie die Ignorierung von Kommaregeln die Qualität dieser Arbeit, die von der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf als Dissertation angenommen wurde.

Ellen Kositzka

Sowjetische Friedensfühler

Helmut Roewer: *Die Rote Kapelle und andere Geheimdienstmythen*, Graz: Ares Verlag 2010, 472 S., 24,90 €

Immer noch hält sich hartnäckig die Legende von den effizienten sowjetischen Geheimdiensten und ihren kriegsentscheidenden Erkenntnissen der Jahre 1939–1945. Der ausgewiesene Experte Helmut Roewer widerlegt nun diesen Mythos Punkt für Punkt. Die Agentenzirkel, die die deutsche Abwehr »Rote Kapelle« nannte und in der Regel aus ideologischen Parteigängern Moskaus bestanden, entfalteten zwar eine rege Tätigkeit, in der Masse lieferten sie aber nur »produzierten Nachrichtemüll« aus »Fälscherwerkstätten«. Trotz sich häufender Meldungen über deutsche Kriegsvorbereitungen im Frühjahr 1941 hielt Stalin die teils widersprüchlichen Mitteilungen für Desinformation und ließ eigene Offensivvorbereitungen fortsetzen. Roewer bemüht die Arbeiten von Suworow, Post und Hoffmann, um aggressive Absichten Stalins zu belegen und den mittelfristig präventiven Charakter des deutschen Angriffs zu zeigen. Auch die aktive deutsche Spionage war kaum erfolgreich, was Roewer an der Person des Admirals Canaris festmacht. Der eifrige Frondeur gegen Hitler beherrschte sein eigenes Metier kaum, was zum fast mühelosen Aufdecken der Aktivitäten und Kontakte der Hitler-Attentäter durch die Gestapo nach dem 20. Juli 1944 führte. Der Autor deckt weitere Fehleinschätzungen auf, so waren die angeblichen sowjetischen Friedensfühler 1943 über Schweden reines Phantasieprodukt eines Hochstaplers im Dienste der Abwehr. Entgegen hagiographischer Nachkriegsdarstellungen war der Einsatz sowjetischer Fallschirmagenten hinter den deutschen Linien irrwitzig unprofessionell. Die Diversanten wurden schnell aufgespürt und hingerichtet.

Olaf Haselhorst

Die Harlans

Veit Harlan (1899–1964) und seinem Sohn Thomas (1929–2010) wurde dieses Jahr allseits größte Aufmerksamkeit zuteil. Harlans NS-Propagandafilm »Jud Süß« (1940) nannte der jüdische Regisseur Dani Levy jüngst »differenzierter und kultivierter, als ich erwartet hatte. Man spürt schon, daß da irgendwie Filmkunst dahintersteckt und nicht nur Propaganda.« Eher harsch hingegen geht Levy (*Jüdische Zeitung*, Oktober 2010) mit Oskar Roehlers aktuellem Kinofilm »Jud Süß – Film ohne Gewissen« ins Gericht, der sich zuvörderst des Schicksals von »Jud Süß«-Darsteller Ferdinand Marian annimmt. Levy kritisiert die »alte Schwarzweißfalle« und eine »manipulative Bevormundung«



durch den nachgeborenen Roehler. »Hier die bösen, diabolischen Nazis und da die aus Tränensack-Augen herausguckenden jüdischen Opfer. Das geht alles nicht mehr auf, das ist Schnee von gestern.« Kritisch über Roehlers Film (»Geschichtsfälschung!«) hat sich auch Friedrich Knilli geäußert, dessen Buch über den Schauspieler Marian nun neu aufgelegt wurde (*Ich war Jud Süß. Die Geschichte des Filmstars Ferdinand Marian*, Berlin 2010, 16,90 €). Akribisch und quellengetreu hat jüngst die Historikerin Ingrid Buchloh (*Veit Harlan. Goebbels' Starregisseur*, Paderborn 2010, 34,90 €) den »Fall Harlan« aufgerollt. Als »schärfster Gegner« des NS-Regisseurs verstand sich sein eigener Sohn Thomas, der zeit seines Lebens mit Besessenheit Vergangenheitsbewältigung betrieben hatte und an »allen linken Fronten« (*FAZ*) kämpfte. Bis zu seinem Tod vergangenen Oktober arbeitete der Schriftsteller und Filmemacher an seinem letzten Werk »Veit«. Das monologische Hörspiel wird als Ursendung im März 2011 auf Bayern 2 gesendet. Und um die Familiensaga Harlan zu komplettieren, sei auf die bei Salzgeber & Co. Medien erschienene DVD »Harlan – Im Schatten von Süß« (100 min, ca. 15 €) verwiesen. Felix

Moeller dokumentiert hier, ergänzt durch Interview mit Kindern und Enkeln Veit Harlans, Leben und Nachleben des Regisseurs.

20. Todestag Michael Oakeshott

Am 19. Dezember jährt sich zum 20. Mal der Todestag des womöglich bedeutendsten britischen politischen Philosophen des 20. Jahrhunderts, Michael Oakeshott. Obgleich man sich auch in Deutschland (Wilhelm Hennies, Herfried Münkler) ausführlich mit dem konservativen Denker auseinandergesetzt hat, sind Oakeshotts Hauptwerke *Experience and Its Modes* (1933) und *On Human Conduct* (1975) immer noch unübersetzt. Till Kinzel, der eine handliche Einführung in Oakeshotts Philosophie vorlegte (*Michael Oakeshott. Philosoph der Politik*, Schnellroda 2007, 112 S., 12 €) nennt den 1901 in Chelsfield Geborenen einen »Geheimtip«. Oakeshott studierte zeitweise in Deutschland, war als »Wandervogel« unterwegs und lehrte später in Cambridge und London. In seinen essayistisch gehaltenen Schriften liefert er weniger eine ausgefeilte Theorie des Konservatismus als die Verdeutlichung einer »konservativen Disposition«, die Traditionsbeständen grundsätzlich affirmativ gegenübersteht. Damit widmete er sich aktuellsten Fragen: Wie kann man heute »konservativ« sein, wenn eine »bewahrende Haltung« letztlich im Bewahren empörender Zustände bestünde? Oakeshott warnte davor, die Möglichkeiten demokratischer Politik zu überschätzen. Skeptisch stand er einer als rationalistisch verstandenen Politik gegenüber. Wo er statt dessen einem »pragmatischen« Zugriff das Wort redete, ging es ihm um eine anthropologische Fundierung der Politik. Soeben erschienen ist im Verlag Dr. Kovac eine eingehende Auseinandersetzung mit dem Philosophiekonzept und den geistigen Wurzeln des »zutiefst unmodischen Mannes« (Pit Kapetanovic: *Intellektuelle Abenteuer: Philosophie, Geschichte und Erziehung bei Michael Oakeshott*, Hamburg 2010, 284 S., 78 €).

Poll: Oda Schaefer im Kino

Juni 1914: Die 14jährige Oda kehrt zu ihrer Familie an die baltische Ostseeküste zurück. Hier belauern sich Deutsche, Russen und Esten mißtrauisch. Oda begleitet die sterblichen Überreste ihrer Mutter, mit der sie bis zu deren Tod in Berlin lebte. Auf Gut Poll trifft das Mädchen auf eine Gesellschaft, die inmitten eines porösen Idylls ihrem Zusammenbruch entgegengeht. Ihr Vater Ebbo, ein verschrobener Arzt und Hirnforscher, widmet sich fanatisch seinen von der akademischen Lehre mißachteten Studien; ihre somnambule Tante Milla ist in eine Affäre mit dem schroffen Verwalter Mechmershausen verstrickt; Cousin Paul, junger Kadett der rus-

sischen Armee, macht der Verwandten ungeschickt den Hof. In einem verlassenem Nebengebäude entdeckt Oda einen von zaristischen Truppen verwundeten Anarchisten. Obwohl die Entdeckung des namenlosen Verletzten dramatische Konsequenzen für ihre Angehörigen haben könnte, verbirgt sie ihn auf Poll, um ihn heimlich gesundzupflegen. Immer wieder flieht sie aus der erdrückenden Enge des Familienlebens zu diesem so ganz anderen Mann, einem geflohenen Sträfling und verbotenen Autor, der all ihr kindliches Sehnen nach einem Leben voll Romantik und Gefahr befeuert. Doch der plant, das Gut so schnell wie möglich wieder zu verlassen. Bald entbrennt ein Drama um Leben und Tod. Der deutsche Regisseur Chris Kraus, für seinen Film auf diversen Festivals bereits mit zahlreichen Lorbeeren bedacht, möchte mit dem Untergang einer kleinen Welt am Rande der europäischen Zivilisation den großen Untergang ganz Europas im Ersten Weltkrieg widerspiegeln. Oda Schaefer, deren nur wenig verfremdete Autobiographie ihrer frühen Jahre er hier verfilmt, ist Kraus' Großtante. Die Lyrikerin war mit Horst Lange verheiratet; dem Schriftsteller hatte Götz Kubitschek in dieser Zeitschrift (*Sezession* 7/2004) ein umfassendes Autorenportrait gewidmet. Poll läuft ab dem 6. Januar 2011 im Kino.

Harald Bergsdorf entlarvt rechtsextreme Rhetorik

Die nordrhein-westfälische Landeskoordinierungsstelle gegen Rechtsextremismus »fungiert wie eine Feuerwehr gegen rechtsextreme Brandstifter«, und ihr Feuerwehrhauptmann ist der Politikwissenschaftler Harald Bergsdorf. Bergsdorf, keinesfalls blind auf dem linken Auge, hat Bücher sowohl über die Gefahr von »Rechtsaußen« (wozu er beispielsweise die *Junge Freiheit* zählt) als auch »Argumentationshilfen gegen die Linken« veröffentlicht. Nun hat er für die Publikationsreihe der Friedrich-Naumann-Stiftung eine Schrift zur Verteidigung der »liberalen Gesellschaft gegen Rechtsextreme und andere Freiheitsfeinde« angefertigt (*position liberal* 91: *Die Kultur der Freiheit argumentativ verteidigen*). Der Autor findet, es gebe »sicher leichtere, aber auch schwerere Aufgaben«, als die von ihm hier geschulterte: rechtsextreme Argumente »im Klartext zurückzudrängen.« Gespickt ist Bergsdorfs eigentümliche Sicht der Dinge mit aphoristischen Zitaten berühmter Männer, etwa diesem von Karl Kraus, hier gerichtet gegen die Vielzahl anderer Beiträge zum Thema Rechtsextremismus: »Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben, man muß auch unfähig sein, sie auszudrücken.« Bergsdorfs ausdrücklich nicht-linke Sicht der braunen Gefahr (pikanterweise dient als Titelbild der Studie ausgerechnet eine von der äußerst linken Amadeo-Antonio-Stiftung angefertigte Fotomontage!) klingt etwa so: Moderne Rechtsextreme »verharmlosen sich selbst wie ein trojanisches Pferd«. Als problematisch wird gesehen, daß sie sich auch inhaltlich ein anderes Image geben wollten, dabei sei ihre Ideologie »nach wie vor schmutzig«. Beispielsweise

wolle rechtsextreme Rhetorik darüber hinwegtäuschen, daß sich »Islam und Islamismus unterscheiden wie ein Kirchturm und ein Küchenhocker«, des weiteren hält der Autor die Verklärung der DDR für einen typischen Bestandteil rechtsextremen Gedankenguts und widmet dem Unrechtsstaat viele Seiten.

Bergsdorfs Fazit im hübschen O-Ton: »Die Vision ist klar: Deutschland soll zu einer ›no-go-area‹ für Rechtsextremismus mutieren(!), die keine Parallelgesellschaften duldet; weder solche, in denen sich schlechtintegrierte Deutsche tummeln, noch solche mit schlecht integrierten Zuwanderern und ihren Sprößlingen.«

Wer noch nicht genug hat: Die 32seitige Broschüre kann kostenlos angefordert oder aus dem Netz heruntergeladen werden, beides unter www.freiheit.de

Neue Ordnung

Im Ares-Verlag des Grazers Wolfgang Dvorak-Stocker – gleichzeitig Mitherausgeber der *Sezession* – erscheint vierteljährlich die *Neue Ordnung*. In Ausgabe 3/2010 widmet sich Professor Jost Bauch der »Säkularisierung des Abendlandes aus soziologischer Perspektive«, und Angelika Willig antwortet unter dem Titel »Ehrenrettung für Thomas Mann« ausführlich Thorsten Hinz auf seine Abrechnung mit der *Literatur aus der Schuldkolonie* (Reihe *Kaplaken*, Edition Antaios 2010, 8,50 €). Werner Bräuninger stellt antichristliche Strömungen innerhalb des Nationalsozialismus vor: Während etwa die Gauleiter Röver (Oldenburg) und Adolf Wagner (München/Oberbayern) Kreuzfixe in Schulen verbie-



ten wollten und ihre Anordnungen aufgrund von Protesten aus dem Volk rückgängig machen mußten, wurde Gauleiter Josef Wagner (Westfalen und Schlesien) unter anderem sein regelmäßiger Kirchgang zum Vorwurf gemacht. Anekdotenreich referiert Bräuninger, wie Wagner 1941 durch Hitler gestürzt wurde.

Abgerundet wird die Ausgabe durch eine von Ernst Nolte verfaßte Großrezension des Buches *The Jewish revolutionary Spirit and Its Impact on World History* des US-Amerikaners Michael E. Jones. Nolte zeigt sich beeindruckt von der

»überwältigenden Gelehrsamkeit« Jones', der den weltgeschichtlichen Einfluß des Judentums äußerst kritisch (aus katholischer Perspektive) interpretiere, ohne hingegen antisemitisch zu argumentieren. Nolte: »Nur wenige europäische Leser werden nicht überrascht sein, über die starke Beteiligung von Juden an den Pro-Abtreibungskampagnen oder generell an der Pornographie Näheres zu erfahren.«

Das Jahresabo der *Neuen Ordnung* kostet (für Deutschland, inkl. Porto) 30 €, Bezug – auch Probeheft – über: Ares-Verlag, Hofgasse 5, A-8010 Graz, Tel.: 0043/316/821636, www.neue-ordnung.at

Ängstliche Ausstellung

Man weiß nicht genau, was die Motivation der Veranstalter war, eine Ausstellung »Hitler und die Deutschen« im Deutschen Historischen Museum durchzuführen, aber wahrscheinlich bedarf es nach wie vor keines Anlasses, um sich mit dem »Führer«, seiner Bewegung und seinem Regime zu befassen. Was einem im Berliner Zeughaus geboten wird, ist eine Art Illustration der heute üblichen und akzeptierten Auffassung von Hitler und dem »Dritten Reich«. Alles was auf »Erklärung«, »Vergleich« oder »Verstehen« hindeuten könnte, wird ängstlich gemieden, also: der braune Aufstieg ohne Versailles und rote Gefahr, das KZ-System ohne Gulag,



der Zweite Weltkrieg mit nur einem Akteur und einer großen Claque. Wem das genügt und wer sich für Originalstücke der Zeit interessiert und einen Eindruck von der Aura des Authentischen gewinnen möchte, sollte die Gelegenheit nutzen. Wer eine spektakuläre Darstellung oder neue Aufschlüsse erwartet, kann es bleibenlassen. (Noch bis zum 6. Februar 2011 im Anbau des Zeughauses, täglich von 10.00 bis 18.00 Uhr; mit Wartezeiten von bis zu einer Stunde muß gerechnet werden)

Rechtsalternativ

Amerika, du hast es leider nicht besser, auch wenn all die deutschen carepaketesyndromischen Wirtschaftswunderkinder immer noch an den starken Mann von jenseits des Atlantik glauben. Doch das alte weiße Amerika schrumpft demographisch so rapide wie der Weißkopfseeadlerbestand, während im Süden ganze Landstriche durch die Immigration von Latinos okkupiert werden. Die Rassenspannungen sind im

»post-racial America« Obamas gereizter denn je, während die PC die Medien beherrscht und die Konservativen vor sich hertreibt. Der durchschnittliche Republikaner unterscheidet sich kaum mehr von seinen knieweichen Pendants in der CDU, und die Tea-Party-Bewegung bleibt diffus und unartikuliert. Zeit für eine Sezession auch der intellektuellen Rechten in Amerika. 2010 gründete Richard Spencer die Netzseite *Alternative Right* (www.alternativeright.com), die sich als pluralistisches Sammelbecken von rechten, konservativen und »traditionalistischen« Strömungen versteht. Wer sich über die politischen Vorgänge in der englischsprachigen Welt jenseits der Mainstream-Diskursregeln informieren will, ist hier gut aufgehoben. Zu den lesenswerten Stammbautoren gehören der auch hierzulande nicht unbekannt Paul E. Gottfried, der Schriftsteller und Betreiber eines Labels für »extreme Metalmusik« Alex Kurtagic, der »Paläomaskulist« Jack Donovan und der existenzialistische »reactionary catholic« Andi Nowicki. Seit Oktober ist auch *Sezession*-Autor Martin Lichtmesz als sporadischer Deutschlandkorrespondent mit an Bord.

Fünf Elefanten

Fünf große »Elefanten«, nämlich Hauptwerke Fjodor Dostojewskijs, hat Swetlana Geier, geboren 1923 in Kiew, mit titanischer Anstrengung neu ins Deutsche übertragen: *Verbrechen und Strafe* (vormals: *Schuld und Sühne*), *Die Brüder Karamasow*, *Der Idiot*, *Die bösen Geister* (vormals: *Die Dämonen*) und *Ein grüner Junge* (vormals: *Der Jüngling*). Die Biographie der Frau hinter dieser übersetzerischen Großleistung gäbe ihrerseits Stoff für einen Roman ab: So wurde ihr Vater 1938 Opfer der stalinistischen Säuberungen. Nach der Besetzung Kiews durch die Wehrmacht 1941 geriet sie unter die Obhut eines deutschen Offiziers, der ihr ein Stipendium in Deutschland in Aussicht stellte. 1943 folgte sie zusammen mit ihrer Mutter aus Angst vor dem NKWD den abziehenden deutschen Truppen in das Reich, wo sie sich bis zum Kriegsende mit einem speziellen Fremdenpaß, den ihr freundlich gesinnte Helfer verschafften, unbehelligt aufhalten konnte. Bis heute versteht Swetlana Geier ihre jahrzehntelange Arbeit an der Übersetzung der russischen Klassiker als Teil einer Bringschuld gegenüber den Deutschen. In dem sehenswerten, ebenso intimen wie respektvoll zurückhaltenden Dokumentarfilm »Die Frau mit den fünf Elefanten« von Vadim Jendreyko, der nun als DVD erhältlich ist, erzählt Swetlana Geier nicht nur aus ihrem Leben im Auge des Taifun zwischen Stalin und Hitler, sondern erteilt nebenbei auch wunderbare Lektionen über die Macht und Musikalität der Sprache und den Sinn des Übersetzens. Die beeindruckende Frau, die erst im Alter von 65 Jahren ihre Übersetzungstätigkeit aufgenommen hat, ist Anfang November in Freiburg gestorben. Sie wurde 87 Jahre alt. Infos und Trailer zum Film sowie Bestellmöglichkeiten unter www.5elefanten.ch.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
978-3-902475-88-6
Günther Weiß
**TOTALE
ÜBERWACHUNG**
Staat, Wirtschaft
und Geheimdienste
im Informations-
krieg des 21.
Jahrhunderts
280 Seiten, S/W-
Abbildungen, Hc.
€ 24,90
Die Staaten im
Kampf gegen den
Terrorismus, aber
auch die organisierte

Kriminalität und Terrorgruppen nutzen längst elektronische Datenkanäle für ihre (Spionage-) Zwecke. Der „gläserne Mensch“ ist Realität. Vorratsdatenspeicherung, Wirtschaftsspionage, Business Intelligence, „Social Network Analysis“ (die Ausforschung sozialer Netzwerke, die derzeit für Aufregung sorgt) – so lauten die Stichworte dieser Faktensammlung. Der Autor informiert aber auch über den Einsatz von militärischen Spezialkräften und Angehörigen der Nachrichtendienste sowie über die von der EU geplanten Maßnahmen der Kommunikationskontrolle. Insgesamt ein beängstigender Überblick darüber, was technisch heute alles machbar ist – aber auch darüber, wie jeder einfacher Bürger sich schützen kann.



ISBN 978-3-902475-84-8
Jost Bauch
DER NIEDERGANG
Deutschland in der
globalisierten Welt
Schriften wider
den Zeitgeist
216 Seiten, Hc.
€ 19,90

Die Auswirkungen der Globalisierung auf Deutschland stehen im Mittelpunkt dieser Sammlung gesellschaftskritischer Aufsätze. Geht der Staat im globalen Zeitalter unter oder bleibt die Nation unverzichtbar? Wie sieht der demographische Wandel – Geburtenmangel, Überalterung, Immigration – aus der Sicht der Soziologie aus, wie das Verhältnis von Ökologie, Ökonomie, Gesellschaft und Politik? Die scharfsinnigen Analysen Bauchs beleuchten politische und gesellschaftliche Entwicklungen, die das Gesicht Europas in den nächsten Jahren radikal verändern werden. Ist der Niedergang unabwendbar? Der bekannte Soziologe Jost Bauch glaubt, dass aufgrund vorhandener Potenziale erfolgversprechende Gegenstrategien möglich sind.



ISBN
978-3-902475-80-0
Niko Colmer
TERRORISMUS
Reale und fiktive
Bedrohungen im
Nahen Osten
184 Seiten, zahlr.
Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Nicht erst seit 9/11 geht im Westen die Angst vor dem Terror um, dessen Ursache im arabisch-islamischen Raum liegt. Der

Autor, Journalist und intimer Kenner der Szene im Nahen Osten, beschreibt lebendig, was und wer sich hinter Organisationen wie Hisbollah, Hamas, Hisb ut-Tahrir oder der geheimnisumwobenen El Kaida verbirgt. Colmer fragt – auch in Interviews mit führenden Repräsentanten von Organisationen, die als terroristisch gelten – nach den wahren Ursachen des Terrors. So wird deutlich, warum die westliche Anti-Terror-Strategie zum Scheitern verurteilt ist.



ISBN
978-3-902475-68-8
Stefan Hug
**HOLLYWOOD
GREIFT AN!**
Kriegsfilme
machen Politik ...
184 Seiten, Hc.
€ 19,90

KRIEGSFILME
MACHEN POLITIK ...

Filme aus Hollywoods Traumfabrik dienen nicht nur der Unterhaltung – sie machten auch Politik. In Kriegzeiten stimmten sie das Volk auf die Auseinandersetzungen ein, verteidigten die eigenen Ziele und verteufelten den Feind. In beiden Weltkriegen, im Korea-, Vietnam- oder im Irak-Krieg, im Kalten Krieg oder nach 9/11 sollten Filme wie „Casablanca“, „Top Gun“ oder „Inglourious Basterds“ die Menschen motivieren und ihnen eine gültige Interpretation der Geschichte liefern. Der Autor zeigt, wie Hollywood viele seiner Filme politisch instrumentalisierte.

ARES VERIAG

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,
E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Brief aus dem Zauberberg

Aus den nachgelassenen Papieren des A.Z.

...

Wie es um uns steht, Penelope? Ich bin appetitlos und apathisch, wie auch die meisten anderen Gestalten hier: Schwermütige, vom Bacchus halb Ertränkte, vom Schierlingsbecher Verlockte, von heiligen Krankheiten Heimgesuchte. Aber dies hier ist lediglich der wohltemperierte Limbus, der Vorhof, und nur wenig dringt zu uns aus den benachbarten, tiefer gelegenen Kreisen im Nebentrakt. Träge sitzen wir auf dem großen Gemeinschaftsbalkon in der Sonne und starren auf die Schrebergärten auf dem Nachbargrundstück oder die deutschen Eichen im Park. Kaffee und Kuchen liegen ständig zur freien Entnahme bereit. Im Frühjahr sollen die Zuschüsse erheblich verkürzt werden. Was wird dann ausfallen? Die Ergotherapie, die Maltherapie, die Tanztherapie, der Yoga- und Yi-Gong-Kurs?

M.L., mein guter Freund und Waldgänger, kam mich besuchen. Er trat an mein Bett und fragte mich »œheim, waz wirret dier?« Ich wußte keine Antwort, spürte auch keine erlösende Wirkung, es schien einfach nicht die richtige Frage zu sein, oder er nicht der richtige Fragesteller, denn er ist alles andere als ein Parsifal. Er brachte mir etwas Lesestoff mit, einen Kommentar zu den *Cantos* von Ezra Pound, einen Essay eines gewissen Andi Nowicki mit dem erhebenden Titel *Considering Suicide*, und ein Büchlein im Reclamheft-Format, das mich wieder in mein trauriges, dummes, prosaisches Deutschland hinabzog, das »wie ein Totengarten weit umher liegt«.

Der Autor A.K.L. ist ein Mann in seinen späten Vierzigern, geplagt vom Fluch und den Aporien derer, die »von Berufs wegen denken und schreiben«, denn worüber schreibt und grübelt man in Deutschland heute lieber als über den Tyrannen, den letzten dreißigjährigen Krieg, Etzels Halle und die karthagische Niederlage? Welchen Stoff sollen unsere Intellektuellen, die als Sinnsucher und Sinnstifter auftreten, die nach geistiger Macht suchen und von geistiger

Macht befreien wollen, sonst beackern? Nur die Intellektuellen? Woraus sonst saugen wir Deutsche heute noch Sinn und Tiefsinn, wo sonst begegnen uns heute noch die epischen Mächte, wo finden wir Nahrung für die Seele, deren Hunger »Wollwesten und Streuselkuchen« nicht stillen können? So gehen wir Tag für Tag an die Tore des Tartaros, halten Seancen ab, werfen uns in den Staub, singen immer dieselben Mantras und Klagelieder, in der Hoffnung, daß die beschworenen Schatten uns endlich über das Woher und Wohin unseres Daseins belehren mögen, daß sie uns eine Weisung für das Jetzt und die Zukunft oder die Absolution erteilen oder zumindest eine Buße auftrügen. Wir würden sie selbst dann annehmen, wenn sie unseren eigenen Untergang bedeute. Was liegt daran, wenn wir damit den Willen Gottes erfüllen? Wir sind und bleiben ein theologisches Volk, auch in der Dekadenz.

»Leben können wir Deutsche vielleicht schlecht, aber sterben können wir jedenfalls fabelhaft«, verkündete einmal Bruder Klumpfuß, einen heroischen Film zitierend. Indes: Damit die Schatten nicht verblassen, müssen wir sie beständig mit unserem Blut tränken. »Dark blood flowed in the fosse, souls out of Erebus, cadaverous dead, of brides, of youths and of the old who had borne much; souls stained with recent tears, girls tender, men many, mauled with bronze lance heads« Aber wenn wir sie mit dem Opfer unseres Lebensaftes erhalten müssen: Sind es dann wirklich die Toten, die uns nicht ruhen lassen, oder sind nicht vielmehr wir es, die die Toten nicht ruhen lassen? Und sind das wirklich ihre Stimmen, die wir in unserem Ohr wispern hören, oder sind es nicht bloß unsere eigenen Selbstgespräche, nachts im Walde?

Zwanzig Jahre lang, das Ohr am Singsang der Zeit, versuchte A.K.L. dem Blick der Erinnyen seines vaterlosen und königlosen Vaterlandes standzuhalten, sie zu bannen, ihre Botschaft zu deuten. Seinem philosophischen Lehr-

meister erschien er wie ein Tier, »das im Käfig von Wand zu Wand rennt.« Troja hörte nicht auf zu brennen, Karthagos Erde war zwar vom Salz verschont geblieben, seine Tempel aber zerstört worden, während eine schleichende, euthanasisch süßliche Pest das Land heimsuchte. Welcher Gott hatte sie geschickt? Ein Frevel gegen die Ordnung der Familie hatte einst Konsequenzen für ganz Theben. Antigone durfte ihren geächteten toten Bruder, den Verräter, also: Verlierer des Bürgerkriegs, auf Geheiß ihres Onkels nicht begraben, »der Krieg wurde fortgesetzt und das Schlachtfeld ausgedehnt auf das Reich der Toten.« Sind die Toten nun wahrhaft mausetot, so können sie weder sprechen noch kämpfen, so führen die Lebenden nur einen verbissenen Kampf gegen das Irreparable, und damit gegen sich selbst, während sie mit Steinen nach den bewegten Schatten an der Wand werfen. Wohin sollen wir aber blicken und wo nach uns suchen, wenn nicht im Spiegel dieser Leinwand? Was tun, wenn der Projektor abgeschaltet wird, und uns ein leeres Weiß entgegenstarrt? Die Fesseln abstreifen, uns abwenden, hinaustreten aus dem dunklen Kopfkino an den Strand, ans blendende Sonnenlicht?

In den Vampirlegenden ist die Ursache für die Pest im Dorf der in schwerer Sünde verschiedene Wiedergänger, dessen Grab gefunden und geöffnet werden muß, damit ihm ein Pfahl ins Herz getrieben werde. Wir Deutschen kennen unseren Grafen Dracula nur zu gut, unseren düsteren Patriarchen oder dunklen Bruder, von dem wir uns ebenso nähren, wie er sich von uns. Aber in Wirklichkeit ist er, »unwept, unwrapped«, heute nicht mehr als eine Chimäre, ein Geschöpf unserer Einbildungskraft und unseres schlechten Willens, ohne reale Existenz aus sich selbst. Der seinen Namen trug, mit seinem so seltsam leicht zu kopierenden Gesicht, charakterisiert von einer »vollständigen, sonst von niemandem erreichten Leere«, ist lange tot. Warum denn erhalten wir ihn im Wachkoma, als untoten Schattenregenten und animiertes Frankensteinmonster? A.K.L. wollte schreiben vom Recht, ihn zu betrauern, von der Notwendigkeit, ihn zu begraben, wie Antigone den Polyneikes. Aber warum es hier wirklich ging, ließ sich nicht mit »Beamtenprosa« beikommen; denn ein scharfer Verstand kann all dies im Grunde leicht auseinandernehmen und widerlegen. Doch was hier wirksam ist, in uns allen, was uns in babylonischer Gefangenschaft hält, entzieht sich Verstandeskräften.

Ich sprach mit einem jungen Hebräer über diese Dinge. In ihm leben der ganze Stolz und die ganze Arroganz seines Stammes, und die im Blut pulsierende Theologie. Der Gott seines Volkes hatte gesagt: »Denn ich bin ein eifriger Gott, der da heimsucht der Väter Missetat an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied« – solchermassen suchten auch die Olympier das Geschlecht der Atriden ob des Frevels ihres Stammvaters über Generationen heim. Wer weiß, ob der Gott dieser Erzählung, die uns seit Jahrtausenden in Bann hält, immer noch Gott

ist, sein erwähltes Volk ein »sakrales« – im alten Doppelsinn von gesegnet und verflucht –, und Schuld, Sühne und Erlösung objektive Mächte. Der Gott der post-diasporischen Israeliter ist aber schon lange nicht mehr jener alte Jahwe, der den Völkermord zum heiligen Gebot erhob, sondern sein später säkularer Wiedergänger, der Shoa-Gott, der wie sein Vorbild keine anderen



Götter neben sich duldet. Doch wehe den Völkern außerhalb seines Stammesgesetzes, die sich ihm unterwerfen. Seine Kultstätte ist den heutigen Hebräern eine Kampfschmiede, den anderen aber, insbesondere den Deutschen, ein schwarzes Loch. So kann sich keine gemeinsame Front gegen die ringsum lauernenden Amalekiter bilden. So stieß auch der junge Hebräer mich zurück: Es wäre zwar bedauerlich, wenn das deutsche Volk aus der Geschichte verschwände. Aber

es wäre auch eine mögliche Vergeltung für die Blutschuld meines Volkes an seinem. – Auge um Auge, Zahn um Zahn: Christus gab uns ein anderes Gesetz. Wo aber ist er?

A.K.L. zitiert in seinem Buch die Geister seiner Familie herbei, manche schweigen, manche erzählen von Furcht und Zittern ihrer Lebzeiten, andere murmeln Unverständliches, deuten Unsagbares an, umgeben sich mit rätselhaften Emblemen ihres Traumas. Plötzlich gibt der Hades unerwartet eine andere Sippe frei, die einem anderen Gott untersteht, einem anderen Blut entstammt. Hat er sie bereits in sich geahnt, schließ sie als Möglichkeit? Beide Ströme, einander widersprüchlich, ja feindlich, fließen zusammen in einer Person. Es ist wie eine große Familienaufstellung, eine Therapieform, die im Zauberberg nicht angeboten wird, weil sie nicht als seriös gilt. Eine Gruppe von Menschen findet zusammen, einer von ihnen kommt an die Reihe, und wählt sich mit intuitiver Hand aus den Anwesenden einzelne aus, die seine Mutter, seinen Vater, seine Geschwister, ja seine Ahnen und Urahnen repräsentieren sollen. Er stellt sie neben-, hinter- und zueinander, wie es ihm richtig erscheint. Es ist wundersam und ohne Zweifel bezeugt, daß die Geister der Repräsentierten tatsächlich in ihre Personae hinabsteigen, durch sie sprechen und fühlen. Angesicht zu Angesicht mit seinen Manen und Portalsfiguren stehend, muß der Aufsteller ihnen schließlich verzeihen und vergeben, um sie ziehen zu lassen, damit die Herrschaft über das Leben der Lebenden gebrochen sei. Dieser Schritt ist essentiell für das Gelingen der Heilung. Alles und jedes muß verzeihen und losgelassen werden. Alles und jedes kann aufgestellt und durch eine Person repräsentiert werden, auch abstrakte Konzepte, ganze Nationen, auch Deutschland und sein unerlöster Dämon.

Kann es denn nun sein, daß wirklich und wahrhaftig ist, was die Beamten-, Ärzte-, und Intellektuellensprache nicht erfassen kann? Daß die Macht der Toten mehr ist als die Macht unserer Imagination? Unsere Verantwortung, unserer Erbe, unsere Liebe, unsere Sünden, unsere Fesseln, Fallstricke und Bande, unsere Ehen und Blutsbrüderschaften realexistierende Dinge? Wieviel von unserer Angst, unserer Schuld, unseren Schuldgefühlen, unserer Schwäche, unseren Wunden gehört nicht nur uns allein? Wieviel davon strömt durch uns von anderswo, und über uns hinaus weiter fort? A.K.L. schreibt: »Ich stelle mir vor, daß die Toten, die im weitesten Sinne zu meiner Familie und deren Umkreis gehören, auf uns schauen. Daß alle in meiner Familie, die Schlimmes ertragen mußten, und alle denen vielleicht von einem meiner Familienangehörigen etwas angetan wurde, auf uns schauen. Insbesondere auch die, die Schlimmes getan haben, gehören in meiner Vorstellung dazu. Ich lebe mit dem Gedanken, daß sie alle, Verfolger und Verfolgte, Greise, Erwachsene und Kinder, mir von dort, wo sie jetzt sind, beim Leben zuschauen... Ich kann mir nicht vorstellen, daß es ihnen gefallen würde, mich aus lauter Verstrickung, Verbissenheit, Wut und Haß immerfort

kämpfen zu sehen. Ich stelle mir vor, daß es sie dort, wo sie jetzt sind, freuen würde, auf gelingendes Leben zu schauen. Daß es sie freuen würde, wenn ich sie anschaute und wenn ich mich vor der Größe ihres Schicksals verneigte. Daß es sie aber auch erleichtern würde, wenn ich mich dann den Aufgaben im Hier und Jetzt zuwenden würde, meinem eigenen Leben... Ich bin nicht allein. Ich bin Teil meiner Familie und meines Volkes und, wie ich neuerdings weiß, auch meiner Völker ...«

Vieles wäre zu sagen davon. Wie komme ich hier ans Ende, Penelope? Wenn wir erstmal mit den Toten fertig geworden sind, so dies denn möglich ist, dann sind die Lebenden an der Reihe, deren Sein nicht weniger durch das unsere strömt, und deren dunkles Wollen, von dem niemand weiß, ob es einem Gott oder Dämon entstammt, oder einem verlöschenden Genius, wie er auch die Blätter an den Bäumen hält und fallen läßt. Wir aber wissen nicht, ob wir ein Baum sind oder nur ein Blatt. Wir sind diejenigen, die nach Leben dürsten, während alle anderen unbewußt, blindlings und schlafwandlerisch im Strom ihrer Todessehnsucht treiben. Du und Ich, wir sind unter den wenigen, die noch an den Burgzinnen stehen, und auf die Perserübermacht blicken, entschlossen, nicht das Auge abzuwenden, während alle anderen ihre Existenz leugnen, ihr Antlitz abwenden, uns verspotten, in den Arm fallen, die Mauern schleifen und die Tore öffnen. Die Desertion ist allumfassend, sie fängt bei der Heerespitze an und reicht bis hinab zu dem kleinsten Bauern. Es gibt keine fordernden Väter, keine standhaltenden Erwachsenen, keinen weisen Alten mehr, die uns in die Pflicht für die Vergangenheit und die Zukunft nehmen, keine Könige, Generäle und Bischöfe, die uns einigen, befehlen und segnen. Es gibt nur mehr greise, ängstliche Kinder. Sie sagen, wir sollen nach Hause gehen, uns mit Opiaten beruhigen, und nicht länger sorgen, was mit uns geschehen wird. Nieder, nieder, sagen sie, gib auf, wehre dich nicht, kämpfe nicht, es hat ja doch keinen Zweck, und was kommt, mag ebenso schön sein oder noch besser.

Was also? Bald ist es ohnehin vorbei. Der Glutkern der Völker und Familien scheint zu zerfallen, und was durch seine Strahlung geformt und wie Eisenspäne entlang eines Magneten geordnet wurde, löst sich in seine Bestandteile auf, wird in alle Winde verstreut. Die Söhne sind waffenlos und kriegsunwillig, die Töchter ungehorsam und unfruchtbar. In den warmen, erinnerungsgetränkten Häusern sitzen beim späten Tee unser Vater und unsere Mutter, Überbleibsel aus einfacheren Zeiten: Philemon und Baucis, die nichts mehr verstehen können. Wer wird ihr zukünftiges Schicksal bestimmen, Zeus oder Faust? Die schleichende Pest wütet indessen nicht nur in unserem Vaterland. In allen Gärten des Abendlandes hat die letzte Stunde geschlagen. Auf Patmos zeugt man keine Kinder. Opfer will der Himmlischen jedes. Dem folgt – welcher Gesang?

...

Kaplaken, 8. Staffel

Martin Lichtmesz

Besetztes Gelände

Deutschland im Film nach '45

Kaplaken, Band 22

96 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Seit 45 sehen sich die Deutschen durch die Augen der Sieger: Der deutsche Film ist »besetztes Gelände« (Heiner Müller). Kann es zurückerobert werden? – Fatal wäre, die Macht der Bilder zu unterschätzen!



Andreas Krause Landt

Mein jüdisches Viertel, meine deutsche Angst

Kaplaken, Band 23

96 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Welche Macht räumen wir dem un-toten Hitler über unser Leben ein, wie sehr darf uns eine vermeintliche »Kollektivschuld« bedrängen und am Leben hindern? – A.K.L. dokumentiert seinen umsichtigen Denkprozeß.



Josef Schüsslburner

Konsensdemokratie

Die Kosten der politischen »Mitte«

Kaplaken, Band 24

96 Seiten, kartoniert, 8.50 €

Es bedarf keiner Partei, die sich anmaßt, »Mitte« zu sein. Die Mitte ist das Volk, das die Kategorien »links« und »rechts« ausprägt und nach jeder Wahl neu integriert. – Wer sich als »Mitte« bezeichnet, will betrügen ...



EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda • 06268 Steigra
Tel | Fax (034632) 90941 • www.antaio.de

Briefe an Alle und Keinen

LIEBER FRIEDRICH SCHORLEMMER, wie man hört, agieren Sie – Träger vielfacher Orden, Medaillen und Preise durchaus etablierter Institutionen und nun auch attac-Mitglied –, ja immer noch voll unangepaßt in unserer »verletz-baren Welt«. Drum gebührt Ihnen freilich die Freiheit, als selbsternannter »roter grüner Kon-servativer« bei Veranstaltungen der Dunkelro-ten zu sprechen. »Worte öffnen Fäuste« wie Sie einst so hübsch zu titeln beliebten, gell? Nun haben Sie anlässlich der jüngsten Friedensde-kade unter dem flott-findigen und, ja, unange-paßten Slogan »Es ist Krieg! Entrüstet Euch!« als rüstiger Rentner in einer weiteren berück-tigten Brandreden die Etablierung von »Friedens-kunde und -erziehung« an deutschen Schulen gefordert. Auch Pazifisten müßten wissen, wie viele Ursachen zum Kriege führten und warum auch Friedensfreunde nicht vor Fanatismus ge-feit seien. Mensch, da sagen Sie was! Endlich mal einer, der erkannt hat, daß Wehrtechnik, Schlachtenkunde und Handgranatenweitwurf unsere Schüler nicht tauglich für eine »solidari-sche Moderne« macht!

Als agiler Wortquirl, der gern »Streitbares in Strittiges« einbringt, haben Sie früh erkannt: »Wer sich einsetzt, setzt sich aus.« Wer so ge-setzt ist wie Sie, darf andererseits gern auch mal eine Runde aussetzen,

setzt nach,

Ihre *Sezession*

FRAU BAUER UND FRAU DÄHNER, höchst lesenswert ist Ihre vom Bundesfamilien-ministerium herausgegebene Studie über »Frau-enkarrieren in den Neuen Ländern« in der Tat. Daß »Frauen im Osten Deutschlands auf nichts verzichten wollen und keine Kompromisse ein-gehen«, gefällt Ihnen gut, und Sie belegen diesen Befund mit ihren Umfrageergebnissen und Sta-tistiken hinreichend. So leben beispielsweise 42 Prozent der ostdeutschen Familienernährerin-nen (eine Spezies, die im Westen kaum existiert!) mit einem »Partner« zusammen, der arbeitslos ist. That's Frauenpower, hm?

Leider, so klagen Sie, finde sich in der »ge-lebten Realität« (wo sonst eigentlich?) immer noch ein »hartnäckiger *gender gap*« in Füh-rungspositionen. Und: »Es gibt immer noch zu wenig weibliche Rollenvorbilder, die Karriere, Partnerschaft und Kinder erfolgreich in Ein-klang bringen.« Warum eigentlich: zu wenig? Oder, andersherum, könnte und sollte man nicht ergänzen: »... die Karriere, Partnerschaft, Kin-der, Haushalt, Freizeit, nachbarliche Kontakt-pflege, Verwandtschaftsbesuche, Gesundheits-



vorsorge, Partnerernährung und andere Kleinig-keiten erfolgreich und fröhlich unter einen Hut bringen?» Denn daß wir Ostfrauen »taff« sind, haben Sie schon gut erkannt.

Kompromißlos voran,

Ihre *Sezession*

LIEBER FRIEDRICH SCHORLEMMER, weil der Brief an Sie schon zu war, hier noch ein Nachbrenner, genauer: eine Geschäftsidee. Wa-ren neulich mit den Kindern in der Gedenkstätte zur Schlacht bei Roßbach (Sie wissen schon: General von Seydlitz und seine Kavallerie-At-tacken – unfafßbare Führungskunst). Aber das wollte ich gar nicht erzählen, sondern: Unser Knabe konnte sich vom Zinnsoldaten-Diorama nicht lösen, entdeckte ständig neue, aufregende Figuren, ließ sich Friedrich den Großen zeigen – und wollte ihn besitzen. Wir kamen dann ins Lazarett-Zimmer, dort in Lebensgröße der ver-wundete Soldat. Nun mußte man genau erzäh-len, ob dieser Soldat stürbe oder ob er wenig-stens ein »Krüppel« bleibe (ein Wort, das wie ein Bann oftmals gesagt werden mußte). Wir erzähl-ten von den Grausamkeiten des Krieges und da- von, daß nach solchen Lazarett-Besuchen schon mancher zum Pazifisten geworden sei. Auch die-ses Wort war dann zu erläutern, und wissen Sie was: Ihr Name fiel, weil nach aktuellen Pazifi-sten gefragt wurde. Nun kommts: Als der Aus-stellungsführer seine Postkarten feilbot, fragte unser Kleiner, ob es auch Zinnsoldaten zu kau-fen gebe. Dann korrigierte er sich: Zinnpazifi-sten seien noch besser. Auf die Frage, was er da-mit meine, kam es leise: »Schorlemmer.« – Zinn-schorlemmer! Marktücke!

schreit heraus,

Sezession

Sezession



Sarrazin lesen

Was steckt in
Deutschland
schafft sich ab?

Thorsten Hinz:
Sarrazin lesen – eine Buchkritik

Markus Abt:
Sarrazin verschärfen

Karlheinz Weißmann:
Öffentliche, veröffentlichte, verborgene Meinung

Andreas Vonderach:
Die Sache mit den Genen

Martin Lichtmesz:
Deutschland, ein Alptraum

Johannes Ludwig:
Die Chancen einer »Liste Sarrazin«

Erik Lehnert
Staatssozialist Sarrazin

Redaktion
Chronik der Ereignisse
Lektüreempfehlungen um Sarrazin
»Alles nicht neu!« – Wovor wer wo wann warnte

Sonderheft Sezession –
Sarrazin lesen.

44 Seiten, geheftet, 9.00 €

Dieses Sonderheft ist nicht
im Abonnement enthalten.

Bestellungen:

fax/tel: 034632/ 90941

ePost: vertrieb@sezession.de

Wir werden vom Schicksal hart
oder weich geklopft. Es kommt
auf das Material an.

Marie von Ebner-Eschenbach, 1830–1916